



Doktor Ohlhoffs Geheimnis.

Kriminalroman von
Friedrich Thieme.

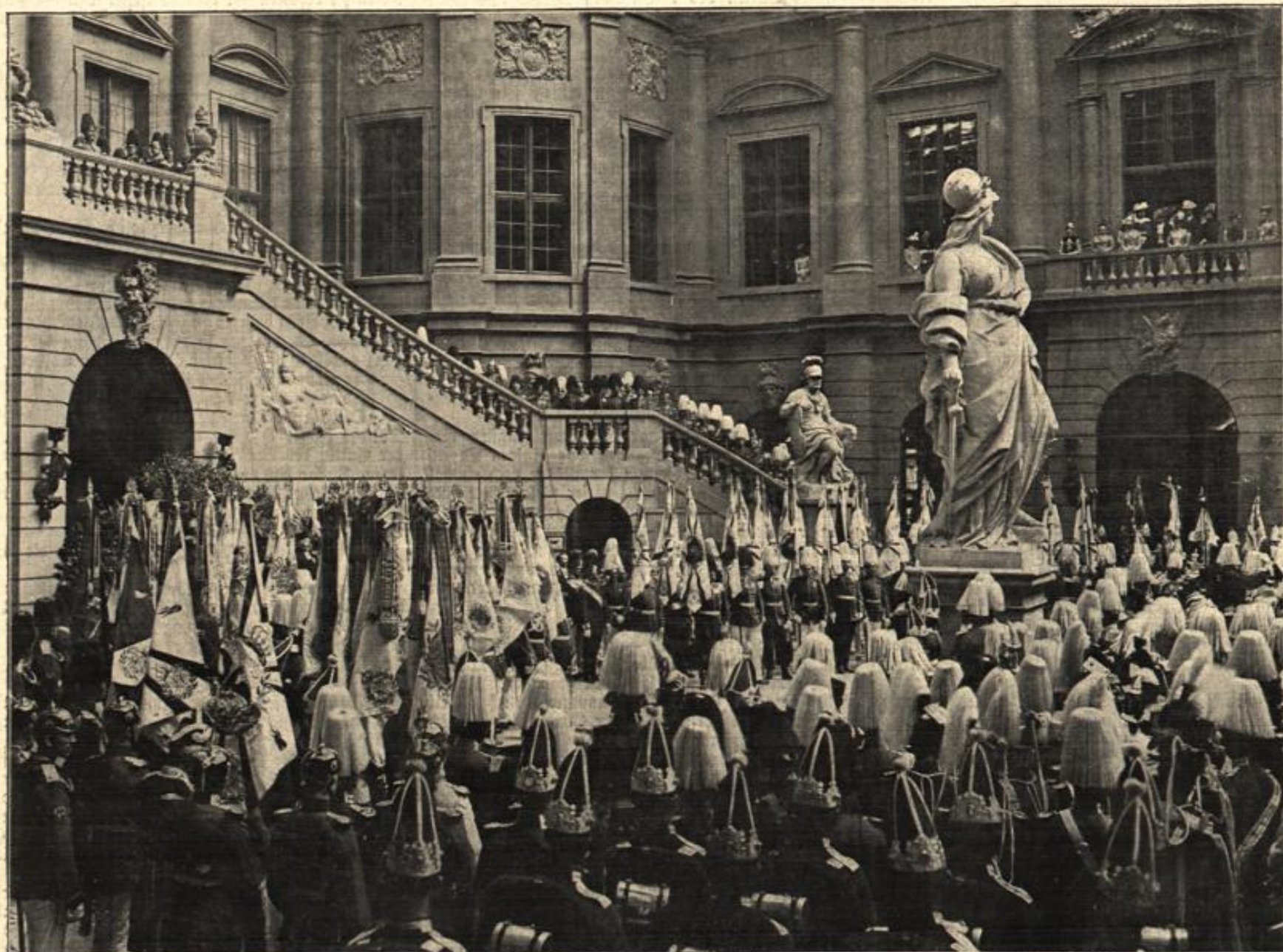
8.

Noch am selben Tage hielt der Assessor seinem Vorgesetzten, dem Ersten Staatsanwalt, über den Stand der Ohlhoff'schen Angelegenheit Vortrag. Derselbe

erachtete die Sache noch nicht über das Stadium der Vorermittlungen hinaus gediehen, billigte aber in allen Stücken die Schritte des jungen Beamten und ordnete die Fortdauer der Haft Fannys an, gegen welche so dringende Verdachtsmomente zu Tage getreten seien. Nach außen hin betrieb Robbert alle Recherchen so diskret wie möglich, dessenungeachtet fand das Ereignis der Verhaftung seinen Weg in die öffentlichen Blätter, und der Name des jungen Mädchens schwebte auf allen Lippen.

Mit Recht legte der Assessor das Hauptgewicht auf die Ermittlung des Autors der von Fanny vernichteten Briefe. In der Feststellung des Verhältnisses zwischen ersterem und der gegenwärtigen Untersuchungsgefangenen hoffte er den Schlüssel des Geheimnisses zu finden, das ihn so angelegentlich beschäftigte.

Die Guts herrschaft von Altillen und ein Teil des dortigen Personals wurden auf kommissarischem Wege vernommen. Niemand wußte etwas von einer intimeren Bekanntschaft Fannys weder mit einem der Angestellten



Die Fahnenweihe für die nach China entsandten deutschen Truppenteile im Lichthofe des Zeughauses zu Berlin.

Phot. Ottomar Anschlag, Berlin.

des Rittergutes noch der im Schlosse aus- und eingehenden Gutsnachbarn. Der gesellschaftliche Verkehr des Barons von Altillen war allerdings ein lebhafter, die meisten Besitzer der umliegenden Güter, sowie alle Honoratioren der nächsten Stadt zählten zu seinen Gästen. Die Gesellschaftlerin kam ja mit den meisten derselben in persönliche, aber doch nur flüchtige Berührung, man hatte nicht bemerkt, daß sie einen der Besucher bevorzugte oder gar jemand näher getreten sei. Ueberhaupt sei ihr bei der fast unausgesetzten Inanspruchnahme durch ihre Herrin wenig Zeit zur selbständigen Pflege von Bekanntschaften übrig geblieben, nur selten habe sie Muße zu einem einsamen Spaziergang im Park oder in der Umgebung von Altillen gefunden, da sie die „gnädige Frau“ auf fast allen ihren Ausfahrten und Promenaden begleiten mußte. Ihrem Betragen spendeten alle Zeugen mit Ausnahme der Frau Baronin selbst das höchste Lob, diese allein gab an, Fanny habe sich gegen sie bei einer Gelegenheit „höchst unehrerbietig“ benommen, und da sie ihr darauf den Standpunkt klar gemacht, im Anschluß an den Vorfall ihre Stellung aufgefaßt.

Ebenso wenig belastend fielen die Aussagen der noch vernommenen Berliner Bekannten Fannys aus, überall betonte man im Gegenteil die vielen achtungswürdigen Eigenschaften Fannys, und die Eltern ihrer Schwestern sollten außerdem noch ihrem Fleiß und ihren Kenntnissen hohe Achtung.

Drei Tage verliefen so unter fruchtlosen Nachforschungen — drei Tage der Qual und Angst für die Gefangene, von welcher die Oberaufseherin bereits am zweiten Tage nach ihrer Inhaftierung dem Assessor berichtete, daß die Verzweifelte jede Nahrungsaufnahme verweigere. Es stellt dies eine Methode des Selbstmordversuchs vor, wie sie in Gefängnissen, besonders aber bei Untersuchungsgefangenen nicht selten vorkommt. Den Inhaftierten ist es anfangs auch bitterer Ernst mit ihrem Vorfall, zur Durchführung gelangt er jedoch aus leicht begreiflichen Gründen niemals, denn erstens überwindet der nagende Hunger bald genug den moralischen Widerstand und zweitens tritt auch in den unglücklichen Gefangenen mit der Zeit eine Gewöhnung an ihren Zustand ein, der sie die Situation mit größerer Ruhe betrachten und ertragen läßt. Der Selbstmord ist doch in den meisten Fällen das Produkt eines seelischen Affekts, er verträgt selten die Verzögerung, wenigstens bei geistig gesunden Personen. Außerdem stehen den aufsichtführenden Behörden in derartigen Anstalten auch äußere Mittel zu Gebote, die etwa zu hartnäckig festgehaltene Absicht unwirksam zu machen.

Die Oberaufseherin fügte ihrer Mitteilung die Bemerkung bei, der betreffende Versuch deute in der Regel auf Schuldbewußtsein hin.

Der Assessor schüttelte lebhaft den Kopf.

„Nein, Frau Rehr, er stellt nur einen Akt der totalen Entmutigung oder Verzweiflung dar. In der trostlosen Einsamkeit seiner Haft und bevor er an dieselbe gewöhnt ist, verzweifelt der Gefangene an der Möglichkeit, die Menschen von seiner Unschuld überzeugen zu können. Scham und Kummer vereinigen sich mit der eintretenden Mutlosigkeit, das Leben erscheint plötzlich nichtig und wertlos. Lassen Sie die Gefangene nur gehen, wenn sie sich bis morgen nicht eines andern besonnen hat, so will ich selbst mit ihr sprechen.“

In der That begab sich der humane Beamte am nächsten Morgen in Fannys Zelle, ihr das Thörich und Vergebliche ihres Versuches vorzustellen.

„Ganz abgesehen davon, daß die Gefängnisbehörde Sie im äußersten Falle gewaltiam mit Nahrung versehen würde — warum greifen Sie zu einem Mandöver, das Ihre Lage nur zu verschlimmern dient, indem es Ihnen die physische Kraft raubt, in den bevorstehenden angreifenden und aufregenden Verhandlungen Ihre Sache mit Energie und Mut zu vertreten, und Ihren Richtern noch dazu eine ungünstige Meinung a priori beibringt, da man Ihren Vorfall für einen Ausfluß inneren Schuldgefühls ansehen könnte? Sie behaupten mit so großer Emphase, unschuldig zu sein — nun wohl, verleiht Ihnen denn Ihre Unschuld nicht die moralische Kraft, den Anfechtungen, welche ein finsternes Verhängnis über Sie heraufbeschwört, die Stirn zu bieten?“

Fanny wandte ihm langsam ihr bleiches, mit Thränen benetztes Antlitz zu.

„Was nützt mir das Bewußtsein meiner Schullosigkeit, wenn meine Ehre in den Augen der Menschen verloren ist? Selbst wenn man keine überzeugenden Beweise gegen mich beibringen kann, wenn ich aus Mangel an solchen in Freiheit gesetzt werden muß — was habe ich, mit dem Odium des Verbrechens behaftet, in der Welt noch zu hoffen?“

„Ihre Rehabilitation von der Zeit und der Gerechtigkeit Ihrer Richter! Oder glauben Sie, daß uns die Ehre und das Schicksal derjenigen, in deren Leben unsre Pflicht uns mit rauher Hand einzugreifen nötigt, so gleichgültig sind? Ich werde alles aufbieten, Licht in das Dunkel dieser Affaire zu bringen, Ihre Schuld oder Unschuld nachzuweisen, dessen dürfen Sie ver-

sichert sein! Sind Sie wirklich unschuldig, so haben Sie sich, da Sie mit den erforderlichen Aufklärungen zurückhalten, Ihr gegenwärtiges Los oder die Verlängerung desselben selber zuzuschreiben.“

Fanny erwiderte, sie wisse das und erhebe keinen Vorwurf gegen ihn.

„Sie sind ein Ehrenmann, Herr Assessor — und ich glaube, Sie haben recht. Ich gab wieder einer Aufwallung meiner Leidenschaft nach und will künftig mein Schicksal mit Ergebung tragen. Haben Sie innigen Dank für Ihren Besuch.“

Der Assessor entfernte sich, ohne bei dieser Gelegenheit eine weitere Frage an das junge Mädchen zu richten. Wenn er sie wieder citieren ließ, wollte er mit neuen Anhaltspunkten vor sie hintreten. Solche zu gewinnen, entwickelte er eine fieberhafte Thätigkeit. Gelang es ihm nicht, während kurzer Zeit neue Belastungsmomente gegen die Angeeschuldigte zu entdecken, so konnte, so durfte die Untersuchungshaft nicht länger aufrecht erhalten werden. Der Mensch in ihm war, wie auch alles andre zusammenhängen möge, von ihrer Unschuld überzeugt, der Jurist dagegen vermochte sich den bedenklichen, gegen Fanny Mäder zugehenden Umständen nicht zu verschließen.

„Wenn ich bis morgen abend keine weiteren Beweise erlange“, äußerte er einige Tage später gegen den Ersten Staatsanwalt, „so werden wir uns der Notwendigkeit nicht entziehen können, das junge Mädchen vorläufig auf freien Fuß zu setzen.“

Als er nach der Konferenz mit seinem Vorgesetzten in sein Bureau zurückkehrte, traf er dort den Polizeikommissar Kühn, seiner wartend.

„Wie, Herr Kühn, ist Ihnen eine neue Entdeckung gelungen?“ fragte er überrascht.

„Jawohl, Herr Assessor — eine Entdeckung von großer Wichtigkeit.“

„In der That? Für oder gegen die Verdächtige?“

„Gegen, Herr Assessor — vielleicht dient unser Fund sogar dazu, sie vollständig zu überführen.“

Mit diesen Worten zog der Polizeikommissar ein kleines Papierpaket aus der Tasche, aus welchem er einen runden blühenden Gegenstand herauskühlte.

„Eine Uhr?“

„Ja, die Uhr des Doktor Ohlhoff!“

„Und wo haben Sie die gefunden?“

„Im Garten des von Fanny Mäder bewohnten Hauses.“

Fast krampte sich dem Beamten das Herz bei dieser Kunde zusammen. Er hatte so fest darauf gehofft, die Untersuchung werde die Unschuld der Verhafteten zu Tage fördern. Nun erhielt sein Glaube an ihre Reinheit plötzlich einen so wuchtigen, beinahe entscheidenden Stoß!

Mit einem Interesse, in dem die Freude über die endliche Erlangung eines wirklich maßgebenden Beweises und sein Mitleid mit dem schönen Mädchen seltsam um die Herrschaft stritten, nahm er die Uhr in die Hand, um sie aufmerksam zu betrachten.

„Woraus schließen Sie, daß die Uhr Eigentum des Vermissten gewesen ist?“

„Aus den innerhalb der Schale eingravierten Buchstaben H. O.“

Robbert öffnete den Deckel.

„Die Initialen sind richtig. Wer hat die Uhr gefunden?“

„Der Geheimpolizist Wendler.“

„Zufällig? Oder bei Gelegenheit einer Nachsuchung?“

„Ich habe mit ein paar der zuverlässigsten und scharfsinnigsten meiner Beamten vor einigen Tagen, wie Sie wissen, die Wohnung der Mäder noch einmal gründlich durchsucht und bei dieser Gelegenheit auch die Umgebung des Hauses und den Garten genau nachgesehen. Wendler beruhigte sich dabei indessen nicht. Er schlich beständig um das Haus herum, in der Hoffnung, es werde ihm doch noch ein Fund von Bedeutung gelingen. Gestern hörte er von der Flurnachbarin der Mäder —

„Der Frau Dachs?“

„Ja, der Frau Dachs — mit der er zufällig ins Gespräch geriet —, die Mäder sei in den letzten Wochen häufig allein im Garten spazieren gegangen. Unverzüglich begab er sich an den genannten Ort, sein Heil noch einmal zu versuchen. Der Garten ist ziemlich groß und mit mehreren Lauben und Staketten versehen, auch ein chinesischer Tempel steht darin, er bietet also der Schlupfwinkel und Verstecke nicht wenige. Im Winter bleibt er natürlich völlig unbenuzt, es vergehen manchmal Wochen, ohne daß jemand hineinkommt. Wendler stöberte nun — der Mensch hat nämlich eine Spürnase wie ein Indianer — in jedem Winkel herum, er wühlte mit einer Hacke das Laub auf, er belöppelte die Wände des Tempels, er nahm die Dielen derselben und der Laube heraus, kurz er lehrte das Terrain sozusagen von unterst zu oberst. Schon wollte er nach zwei bis drei Stunden von weiteren Nachforschungen abstecken, da sieht er auf einmal in der Mitte eines dichten Stachelbeerbusches etwas blinken. Was haben wir denn

da? denkt er, er reißt die kahlen Zweige des Strauchs auseinander und — hält die goldene Uhr Doktor Ohlhoffs in der Hand!“

„Es wäre entsetzlich!“ murmelte der Assessor, mehr in Ergänzung seiner eignen Gedanken als damit auf die Erzählung des Kommissars antwortend.

„Ich will mit Ihnen hinfahren“, resolierte er sodann, „Wendler soll uns begleiten, er soll mir den Ort zeigen, wo die Uhr versteckt war.“

Der Assessor fand die Vertiklichkeit genau so, wie der Kommissar sie beschrieben. Der Garten sah der Jahreszeit angemessen wüst und öde aus, die Wege bedeckte schmutziger Schnee. Der Stachelbeerbusch befand sich etwa in der Mitte unweit der Laube.

Aufmerksam betrachtete ihn Robbert, er bog die kahlen Zweige auseinander und wieder zusammen.

„Wissen Sie noch, wie Sie die Uhr gefunden haben?“

„So“, erwiderte Wendler, indem er den Fund genau in dieselbe Lage zurückbrachte, in der er sich bei der Entdeckung befand.

„Der Busch ist allerdings ziemlich dicht, trotz der Entlaubung“, meinte der Assessor. „Immerhin verbirgt er die Uhr nicht so vollständig, daß man ihn als ein sehr glücklich oder gar raffiniert gewähltes Versteck bezeichnen dürfte.“

„Wahrhaftig nicht“, stimmte der Kommissar bei.

„Im Gegenteil“, erlaubte Wendler sich einzuschalten.

„Ich kann auch gar nicht begreifen, daß ich die Uhr nicht schon bei der ersten Durchsuchung gefunden habe.“

„Wir sind eben das erste Mal etwas flüchtig zu Werke gegangen — wer hätte auch erwartet, hier etwas zu finden“, bemerkte Kommissar Kühn.

„Jawohl, wer hätte das erwartet?“ sagte nachdenklich der Beauftragte der Staatsanwaltschaft. „Wenn die Uhr in der Absicht so hingelegt worden wäre, sich der Aufmerksamkeit der Vorübergehenden aufzudrängen, hätte der Platz nicht besser gewählt werden können.“

„Dafür giebt es doch eine sehr einfache Erklärung“, rief der Kommissar mit bedeutamer Geste.

„Sie meinen, die Angeeschuldigte hat nicht Zeit gehabt, sich um ein besseres Versteck zu bemühen?“

„So ist es, Herr Assessor. Aus irgend einem uns noch unbekannten Grunde hat sie sich die Uhr angeeignet — vielleicht nur, um ein Andenken an den Toten zu behalten —, nachher ist sie von der Furcht übermannt worden und hat sich des Gegenstandes so schnell wie möglich entledigt. Vermutlich rechnete sie mit der Unbesuchtheit des Gartens im Winter, sie wollte nur vor allen Dingen das gefährliche Ding aus der Wohnung fort haben — wer weiß, vielleicht glaubte sie sich auch beobachtet — das böse Gewissen spielt ja solchen Personen die wunderbarsten Streiche.“

„Ihre Deduktion ist richtig, wenn Fanny Mäder wirklich die Mörderin ist — wenn aber, wo in aller Welt befindet sich dann die Leiche des Ermordeten? Auch hier im Garten? Wohl kaum?“

„Jedenfalls will ich unverzüglich einige Arbeiter senden, um hierüber Gewißheit zu erlangen.“

„Thun Sie das — aber ich bin überzeugt, Sie suchen vergebens. Wenn Fanny Mäder schuldig ist, so hat sie einen Complicen gehabt — und dann werden beide wohl einen besseren Begräbnisplatz gefunden haben als diesen Garten, um so mehr, als dann der Mord ganz gewiß nicht an dieser Stelle verübt worden ist.“

Der Kommissar schloß sich dieser Ansicht an.

Robbert Lindner wandte sich zum Gehen.

„Obwohl die Uhr“, erklärte er, „die Initialen des Doktors trägt, erscheint es mir doch erforderlich, sie der Gattin des Vermissten zwecks Recognition vorzulegen. Bevor das nicht geschehen ist, kann ich sie nicht als vollgültiges Beweisstück ansehen. Ich gedenke gleich selbst bei den Damen vorzusprechen — veranlassen Sie inzwischen hier das weitere.“

„Sehr wohl, Herr Assessor. Wendler mag die Nachgrabungen leiten.“

„Apropos, Wendler“, lehrte sich der Assessor nochmals zu dem Genannten, „Sie finden es sonderbar, daß bei der ersten Durchsuchung die Uhr Ihrem Falkenblick entgangen ist?“

„Jawohl, Herr Assessor — sehr sonderbar. In dessen — kein Mensch ist unfehlbar.“

„Wahrlich nicht, Wendler, nicht einmal die Polizei und das Gericht.“ Robbert sprang in seinen Wagen und fuhr nach der Wohnung des Doktor Ohlhoff.

Frau Doktor Ohlhoff war zu Hause und empfing ihn mit ihrem gewöhnlichen liebenswürdigen Ernste. Vergebens sah er sich jedoch nach Melanie um, und er sah sich in der That recht aufmerksam nach ihr um, aber nach ihr fragen wollte er nicht, da die Erkundigung ihm nicht mit dem düsteren Zweck seiner Mission in Einklang zu stehen schien.

Einen Augenblick zögerte der Assessor, das Gespräch auf den Punkt zu lenken, der ihn beschäftigte, als aber Sophie selbst mit der Frage an ihn herantrat, ob er ihr eine neue Meldung in der Angelegenheit ihres unglücklichen Gatten bringe, trug er ohne Zaudern sein Anliegen vor.

„Gnädige Frau, gerade deshalb sehen Sie mich hier — ich habe Ihnen von einer wichtigen Entdeckung Mitteilung zu machen, die uns hoffentlich zu weiteren Ermittlungen verhelfen wird. Wir haben einen vermuthlich dem Herrn Doktor gehörigen Gegenstand gefunden.“

Sophie zuckte in neu erwachendem Weh zusammen.

„Einen ihm gehörigen Gegenstand?“

„Seine Uhr.“

Der Affessor hielt der Gattin des Arztes den Fund entgegen.

„Ich komme, Sie zu fragen, ob Sie dieselbe als das Eigentum Ihres Gatten anerkennen?“

Die junge Frau ergriff mit zitternder Hand die ihr wohlbekannte Uhr.

„Sie ist es,“ stammelte sie, das Fundobjekt wehmütig betrachtend. „O mein Gott, sie ist es — er ist also doch ermordet worden — und ich Thörin hoffte noch immer!“

„Erkennen Sie die Uhr mit voller Bestimmtheit wieder?“

„Ich habe sie unzählige Male in der Hand gehabt — hier sind ja auch seine Initialen —, er hat sie in meiner Gegenwart auf unserer Hochzeitsreise eingravieren lassen — von einem vagierenden Graveur, der im Hotel von Tisch zu Tisch ging und sich anbot. Wo — wo haben Sie — wo —“

Der Affessor verstand, was sie meinte.

„Im Garten des Hauses, das Fräulein Mäder bewohnt hat.“

„Sie ist also doch schuldig?“

„Ich weiß es nicht. Noch halte ich es nicht an der Zeit, ein Urteil zu fällen. Erst muß ich wissen, ob sie es gewesen ist, die die Uhr jenem Verstorben anvertraute.“

Der junge Mann berichtete darauf die näheren Umstände der Entdeckung.

„Ich kann es nicht glauben,“ sagte Sophie leise und bebend. „Ein junges Mädchen, und ein edles junges Mädchen —“

Der Affessor zuckte die Achseln.

„Das Gefühl ist ein schlechter Berater für uns Juristen, gnädige Frau. Doch Sie gestatten mir, mich Ihnen zu empfehlen — ich brenne vor Begier, der Angeklagten unsern Fund vorzulegen und die psychische Wirkung desselben auf sie zu studieren.“

„Zu Ihrem Verurtheil gehört ein Herz von Stein.“

„So denkt man allgemein und hat unrecht mit dieser Denkart, gnädige Frau. Ein Richter mit einem Herzen von Stein würde niemals ein guter Bürge wahrer Gerechtigkeit sein, denn diese erfordert, daß wir dem Schuldigen alle Umstände zu gute halten, die sein Verbrechen oder Vergehen in milderer Auffassung erscheinen lassen. Aus Empfindungen, Trieben, Neigungen, Affektionen gehen die meisten Vergehen hervor, wie wollte man sie anders als mit dem Gefühl gerecht beurteilen? Wer einen Verbrecher, der Milde verdient, hart ansieht, dient der Gerechtigkeit? Die Gefahr, durch zu große Milde ungerade zu handeln, ist eine viel geringere. Niemand, gnädige Frau, soll so sehr bestrebt sein, wie gerade der Jurist, sich ein menschlich fühlendes Herz zu erhalten, dem keine menschliche Regung fremd ist. Er mehr als jeder andre Mensch sollte das Leben und den Menschen in seinen tiefsten Quellen zu erforschen suchen, während leider nicht zu leugnen ist, daß gerade zahlreiche Angehörige meines Standes die praktische Lebenskenntnis vernachlässigen und sich der abstumpfenden Wirkung, welche naturgemäß die Gewohnheit in uns erzeugt, nur allzu willig überlassen. Die moderne Psychologie hat meinem Beruf Aufgaben gestellt, deren Lösung sich die Zukunft kaum entziehen dürfte, so skeptisch unsere alten Herren derlei Materien auch zurzeit noch behandeln. Anthropologie, Psychologie und Entwicklungsgeographie müssen die Juristen treiben als die ersten Vorbedingungen für richtige Beurteilung des Menschentums. Die Seele müssen sie kennen lernen, um einen Begriff zu bekommen von dem, was unter Willensfreiheit und Verantwortung zu verstehen ist.“

Robbert fuhr fort, über die ihm notwendig erscheinende Reform der Rechtswissenschaft und Rechtspflege nachzudenken, während er in seiner Droschke dem Gerichtsgebäude zufuhr. Raum eingetreten, gab er Anweisung, Fanny vorzuführen. Wie immer, schaute er die Gefangene erst prüfend an, bevor er zum Verhör schritt — er fand sie wunderbar gefaßt und entschlossen. Der scheue, ängstliche Ausdruck war aus ihren Zügen gewichen, die Augen blickten wieder ruhiger und sicherer, der Kopf fiel nicht mehr so kraftlos herab. Entweder offenbarte sich hier die alles bezwingende Macht der Gewohnheit oder ein starker, energischer Wille hatte alle Furcht und Aufregung des Herzens niedergezwungen — oder dieses Herz stand im Bann einer fanatischen Idee, welche über alle Gefühle und Reflexionen den Sieg behauptete.

Nachdem der Affessor das junge Mädchen einige Augenblicke fast verwundert betrachtet, nahm er mit freundlicher, ruhiger Stimme das Wort:

„Sie haben mir noch immer nichts weiter zu sagen, Fräulein Mäder?“

Sie erwiderte seinen Blick fest, aber ohne Dreistigkeit.

„Nein, Herr Affessor.“

„Nicht den Namen des Verfassers der verschwundenen Briefe zu nennen?“

„Nein.“

„Nicht das Ziel Ihres Ausgangs am Abend des Verschwindens Doktor Ohlhoofs anzugeben?“

„Nein.“

„Nun wohl, so können Sie mir vielleicht Auskunft geben — hier hob er die Stimme —, wem diese Uhr hier gehört?“

Rasch legte er dabei die Uhr vor sie hin. Mit Absicht warf er ihr die Frage so jäh ins Gesicht, er wollte sie überraschen, überrumpeln, niederschmettern. Gespannt beobachtete er jede Miene ihres Gesichts, jede Vibration, jedes Zucken.

Fanny Mäder blieb vollkommen unverändert.

Wenn ihr Antlitz beim Anblick des ihr vorgelegten Gegenstandes überhaupt etwas ausdrückte, so war es eine Art gleichgültiger Neugier. Ohne jedes Anzeichen von Erregung hielt sie ihre Blicke auf die Uhr geheftet.

„Sie ist mir nicht bekannt,“ entgegnete sie nach einer Weile.

„Wirklich nicht?“

„Nein. Was ist mit ihr?“

„Es ist die Uhr des Doktor Ohlhoof,“ versetzte der Affessor mit Nachdruck.

Erst jetzt gab Fanny Symptome tieferer Bewegung.

„Seine Uhr?“

„Ja, und wissen Sie, wo sie gefunden worden ist?“

„Nein.“

Dabei begegnete sie wieder seinem Blick, aber auch diesmal ohne Angst, ohne Verlegenheit.

„In einem Stachelbeerbusch des Gartens hinter Ihrem Hause!“

Jetzt erschraf Fanny.

„Unmöglich,“ rief sie mit einer Stimme, die eher Entrüstung als Schuldbewußtsein ausdrückte. „Wie sollte sie dorthin kommen!“

„Das frage ich Sie.“

„Mich? Mein Gott, weiß ich es denn? Was habe ich mit der Uhr zu thun?“

„Diese Uhr ist dem Doktor, nachdem er ermordet worden, entwendet und von dem Thäter an jener Stelle versteckt worden.“

Fanny griff sich wie verstört nach der Stirn.

„Höre ich denn recht?“ stammelte sie. „Und das soll ich gethan haben? Mein Herr, ich — erst stempeln Sie mich zur Mörderin, und nun gar zur Raubmörderin!“ Wieder traf ihn einer jener Blitze leidenschaftlichen Zorns, wie an dem Abend, als er zuerst ihr gegenübertrat.

„Ich stempelte Sie nicht dazu, ich führe Ihnen nur einen Fund vor Augen, der für Ihren Prozeß von einschneidender Bedeutung werden dürfte, Fanny Mäder. Die Geschworenen werden zu entscheiden haben, welche Beweisraft sie diesem Umstande beimessen wollen. Sie selbst frage ich: Wollen Sie sich auch an der Hand eines so überzeugenden Beweises zu keinem Geständnis herbeilassen?“

„Ich habe keins abzulegen.“

„Sie haben die Uhr nicht an jene Stelle gebracht?“

„Ich habe sie nie gesehen.“

„Wissen auch nicht, wer sie hingelegt hat?“

„Nein,“ erwiderte sie kurz.

„Ist es aber nicht seltsam, daß die Uhr gerade dort gefunden wird?“

„Es ist ein Verhängnis,“ rief sie mit Thränen des Zorns, „ein Schurkenstreich! O, das habe ich doch nicht verdient!“

Robbert horchte auf.

„Ein Schurkenstreich? Und was haben Sie nicht verdient? Heben Sie einen Verdacht gegen jemand?“

„Ich verdächtige niemand.“

„Sie befinden sich in einem Zustand der Notwehr, Fräulein Mäder — es ist Ihre Pflicht gegen sich selbst, gegen die Gesellschaft, zu sprechen —. Sie müssen reden, wenn Sie etwas zu sagen haben; um der Ehre Ihrer Familie willen!“

Fanny schwieg.

„Sie wollen mir nicht Rede stehen?“

„Ich bitte, mich zurückführen zu lassen.“

Robbert seufzte in wachsender Verzweiflung. „Ihnen geschehe nach Ihrem Willen,“ erklärte er achselzuckend. Er winkte dem Gerichtsdiener, den Wunsch der Gefangenen zu erfüllen. Langsam, als habe sie noch etwas auf dem Herzen, schritt Fanny auf die Thür zu. Dort wandte sie sich nochmals nach ihm um.

„Darf ich mir eine Frage erlauben, Herr Affessor?“ fragte sie schüchtern.

„Nun?“

„Halten Sie mich für schuldig?“

„Ich?“ entgegnete er betroffen. „Ich bin auch nur ein Mensch, Fräulein, und kann niemand ins Herz sehen. Sie wollen unschuldig sein, und doch sind so

vielerlei Momente vorhanden, die für das Gegenteil sprechen — eine andre Antwort bin ich nicht berechtigt, Ihnen zu geben.“

„Ich danke Ihnen.“

Besten Schrittes ging Fanny an der Seite des Dieners hinaus.

Robbert sah ihr seltsam bewegt nach. „Sie ist heute so ganz anders,“ murmelte er, „so gefaßt und unerschütterlich — bei dem Anblick der Uhr hat sie mit keiner Wimper gezuckt. Das kann Verstellung sein. Sie mußte darauf vorbereitet sein und kann bei sich selbst ihr Verhalten erwogen haben. Indessen — ihr Blick war nicht der Blick einer Schuldigen. Ich schwöre darauf, daß sie unschuldig ist — und doch verbindet sie irgend ein geheimnisvolles Band mit dem mysteriösen Ereignis, das die Erklärung dieser Affaire bildet. Aber welches Band? Wird es mir je gelingen, die Antwort auf diese Frage zu finden?“

Nachdenklich nahm er seinen Hut und Mantel, um sich nach der Weinstube zu begeben, wo er sein Diner einzunehmen pflegte. Die Zeit war bereits weit vorgeückt, vier Uhr nachmittags — besonnen und trübe traf er noch einen Teil seiner gewöhnlichen Tischgenossen dort an.

„Endlich,“ rief ihm sein Tischnachbar, der Redakteur Starke, schon von weitem entgegen.

„Haben Sie mich erwartet?“ fragte Robbert verwundert.

„Natürlich, wen denn sonst?“

„Und warum?“

„Um von Ihnen etwas Näheres zu hören — ist es denn Thatsache? Haben Sie amtliche Nachricht?“

Der Affessor, sich setzend, warf einen befremdeten Blick auf die gespannt an seinen Rippen hängenden Tafelgenossen.

„Was soll Thatsache sein? Worüber soll ich amtliche Nachricht haben?“

Der Redakteur lächelte pfiffig.

„Zum Donnerwetter, Affessor, stellen Sie sich nicht tot!“

„Auf Ehre, meine Herren, ich weiß von nichts. Erklären Sie sich deutlicher. Was wünschen Sie zu wissen?“

„Ob es wahr ist, daß Doktor Ohlhoof lebt?“

„Lebt?“

„Nun ja, er soll doch in Frankfurt gesehen worden sein.“

„Der Doktor Ohlhoof? Davon ist mir wenigstens nichts bekannt,“ versetzte der Affessor lächelnd. „Doktor, da haben Sie sich was aufbinden lassen!“

Doktor Starke schüttelte eifrig den Kopf.

„Dann haben Sie es in der That noch nicht gehört, Affessor? Das Gerücht kursiert allen Ernstes in der Stadt. Ein Herr, der ihn genau kennt, hat ihn gesehen — ich habe es aus sicherer Quelle.“

„Von wem?“

„Von meinem Schwager, dem Privatdozenten Spengler.“

„Sie dürfen sich darauf verlassen, es ist nichts als leeres Gerede,“ lautete die Erklärung des Affessors, der gleichgültig sein Diner verzehrte. Je mehr er aber über die Mitteilung nachdachte, je weniger vermochte er sich über dieselbe zu beruhigen. Er aß immer hastiger und ungeduldiger, kaum mit dem letzten Bissen im Munde, erhob er sich schon wieder, um sich zu entfernen. „Ich will doch dem Gerücht näher auf den Leib rücken,“ sagte er zu dem Redakteur, „es ist meine Pflicht, auch der unwahrscheinlichsten Spur zu folgen. Ihren Schwager treffe ich wohl jetzt noch an?“

„Bis um sechs Uhr sicher.“

„Adieu, meine Herren!“

9.

Wenn sich dies vage Gerücht bestätigt, so wird der Fall Ohlhoof immer mysteriöser. Mit diesem Stoßseufzer setzte der Affessor sich in der Droschke zu recht, die ihn nach der in Charlottenburg befindlichen Wohnung des Privatdozenten Doktor Spengler steuerte.

Doktor Spengler bezeugte ihm auf das bereitwilligste die Existenz des Gerüchtes. Auch seine eigne Quelle nannte er ohne Zurückhaltung.

In der Etage über mir wohnt der pensionierte Oberst von Luttenberg, dessen Sohn, der Leutnant, hat es aus dem Kasino mitgebracht.“

„Um — eine etwas weitläufige Verbindung, und mit ziemlich vielen Stationen,“ meinte ungläubig der Affessor. „Das Ganze läuft sicherlich zuletzt auf irgend einen schlechten Scherz hinaus.“

„Glauben Sie das nicht,“ versicherte eifrig der Doktor, „wie mir der Oberst sagte, hat der Herr, welcher den Doktor Ohlhoof gesehen, es in seiner Gegenwart selbst erzählt.“

„Welcher Herr? Ist Ihnen der Name bekannt?“

„Jawohl — es ist ein Herr von Föhren — ich kenne ihn nicht persönlich, aber par renommée.“

„Herr von Föhren?“

Der Affessor stunkte. Er hörte den Namen nicht zum erstenmal. „Wo hab' ich den nur nennen hören



Herbstfreuden im Esserland. Nach dem Gemälde von R. Dammeier.



Das Münchener Haus auf dem Westgipfel der Zugspitze. Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

— es muß erst kürzlich gewesen sein. Wissen Sie, wo der Herr zu finden ist?"

"Nein, aber hier haben wir ja das Adressbuch."

Doktor Spengler schlug den blickeligen Band auf. C — D — E — F — hier Feller — Fod — Föhren — Albert von Föhren, — Straße 3, das muß er sein."

Ein Blitz des Erinnerns leuchtete in den Augen Robberts auf.

"Aha, — Straße 3 — richtig. Der Herr muß den Arzt allerdings gekannt haben, denn der Doktor hat seine Frau in ihrer letzten Krankheit behandelt. Ich danke Ihnen, Herr Doktor, ich werde nicht säumen, der Nachricht an ihrer Quelle nachzuspüren."

In erklärlicher Hast verließ der junge Mann das Haus des Dozenten, um Herrn von Föhren unverzüglich zu besuchen. Er entsann sich jetzt genau, daß sich der Name der Frau von Föhren unter denen der Patienten befand, welche Doktor Ohlhoff in den letzten Tagen vor seinem Verschwinden besucht hatte. Wie bei den übrigen, so war der Affessor auch bei Herrn von Föhren gewesen, ohne denselben jedoch anzutreffen. Statt seiner empfing ihn eine Dienerin der Familie, von der ihm bestätigt wurde, daß der Doktor ihrer gnädigen Frau in ihrer letzten Krankheit beigegeben, seit dem vor mehreren Tagen erfolgten Tode derselben das Haus ihres Gebieters aber nicht mehr betreten habe.

Diesmal traf Affessor Bindner den Herrn des Hauses selbst an. Herr von Föhren mußte wohl ein reicher Mann sein, denn er bewohnte eine hochlegante Villa mit großem Garten für sich allein. Der Salon, worin er den Affessor empfing, war mit verschwenderischem Luxus ausgestattet. Wahrhafte Kunstwerke von Gemälden schmückten die mit kostbarer Tapete gezierten Wände. Teure Smyrnatapete bedeckten den Boden, echte Möbel, geschliffene Spiegel, kunstvolle Vasen, Marmorbüsten, Staturen und Konsolen mit wertvollen Nippfachen vollendeten die ebenso geschmackvolle als reiche Einrichtung.

Herr von Föhren erhob sich, das Buch, in dem er gelesen, zurück auf ein Tischchen legend, bei Robberts Eintritt aus einem Sessel. Eine distinguierte Erscheinung, aber mit etwas müden, bläulichen Zügen, leichten Gesichtsfarbe, tiefliegenden Augen. Seine hohe Statur, die regelmäßigen Formen, das schön geschnittene Haupt, alles verriet den Abkömmling eines durch körperliche Schönheit und Kraft ausgezeichneten Geschlechts. Fast konnte man den Kopf für die breiten Schultern etwas zu zierlich finden, aber der imposante schwarze Vollbart glich diesen Mangel aus und stellte die vollkommene Harmonie der Gestalt her, die man sonst vielleicht vermist hätte.

Höflich trat er dem Affessor einige Schritte entgegen, die ihm überreichte Karte in der Hand.

"Bitte, Herr Affessor!" Er deutete auf einen Fauteuil. "Womit kann ich Ihnen dienen?"

Robbert folgte mit verbindlichem "Danke sehr" der freundlichen Aufforderung.

"Sie verzeihen, wenn ich störe. Herr von Föhren — ich komme in amtlicher Eigenschaft; mag meine Pflicht meine Rechtfertigung übernehmen."

Herr von Föhren fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

"O bitte, Ihr Beruf genießt das Vorrecht, der Entschuldigung nirgends zu bedürfen. Ich errate halb und halb den Zweck Ihres Besuchs — es handelt sich um Doktor Ohlhoff?"

"Ganz recht, Herr von Föhren. Man hat mir eine angeblich aus Ihrem Munde stammende Äußerung hinterbracht, wonach Sie den verschwundenen Doktor Ohlhoff in Frankfurt am Main gesehen haben wollen. Haben Sie diese Äußerung in der That gethan?"

"Ich kann es nicht in Abrede stellen, Herr Affessor."

"Und entspricht dieselbe den Thatfachen?"

Der Hausherr reichte seine jugendlich-elastische Gestalt zu ihrer vollen Höhe empor, Augen und Stirn überflog ein Schatten grübelnder Ueberlegung.

"Ich denke es," erwiderte er zögernd. "Einen Eid darauf ablegen könnte ich allerdings nicht."

"Also glauben Sie den Doktor nur erkannt zu haben?"

"Ja, und doch auch wieder mit ziemlicher Bestimmtheit."

"Wann und wo haben Sie die Erscheinung gehabt?"

"Heute vor drei Tagen, am Siebzehnten, Schlag zwölf Uhr mittags, ist er auf der Alten Marienbrücke an mir vorübergegangen — ich auf der einen, er auf der andern Seite. Ich stand gerade vor dem Standbild Karls des Großen; wie ich mich umwende, um weiter zu gehen, erblicke ich drüben ein bekanntes Gesicht. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, wo ich es hinthun sollte — auf einmal fällt mir ein: Das ist doch Doktor Ohlhoff, den man ermordet glaubt! Ich rufe den Namen laut über die Straße hinüber, da fährt der Fremde in der That zusammen und schaut mich an, erstaunt und betroffen, wie es mir vorkommt, dann geht er weiter und zwar so eilig, daß ich ihn nur schwer hätte einholen können, selbst wenn mir überhaupt der Gedanke hieran aufgetaucht wäre. Das

war aber nicht der Fall. Ich war meiner Sache nicht sicher genug. Freilich schien es mir, als hätte auch er mich erkannt — immerhin kann mich eine frappante Ähnlichkeit, wie wir sie ja häufig finden, getäuscht haben."

"Kannten Sie den Doktor Ohlhoff genau?"

"Ob ich ihn kannte? Er war ja mein Hausarzt."

Der Affessor erhob sich. "Ich weiß nicht, was ich aus der Sache machen soll," warf er unschlüssig hin. "Die Möglichkeit, daß der Vermisste noch unter den Lebenden weilen könnte, ist von mir längst aufgegeben worden, widerspricht auch ganz und gar unsern Ermittlungen. Auch Ihr Bericht vermag mich nicht zu überzeugen. Sie geben selbst zu, daß eine sonderbare Uebereinstimmung der Gesichtszüge Sie getäuscht haben kann."

Herr von Föhren wiederholte, eine Täuschung liege recht wohl im Bereiche der Möglichkeit.

"Wenn ich mich aber doch nicht getäuscht habe," fügte er hinzu, "so dürfte es Ihnen nicht schwer fallen, die Thatfache festzustellen. Ich werde doch wohl kaum der einzige sein, dem der Doktor vor Augen gekommen ist."

"Aber vielleicht der einzige, der ihn persönlich kannte."

Dieser Ansicht mußte Herr von Föhren beipflichten. Liebenswürdig begleitete der reiche Herr den sich verabschiedenden Affessor nach der Thür.

"Wenn Sie noch irgend eine Frage haben sollten, Herr Affessor, befehlen Sie über mich."

"Danke ergebenst, Herr von Föhren — ich werde Sie kaum zu bemühen brauchen."

In der That legte Robbert auf das Frankfurter Vorkommnis jetzt noch weniger Wert als vor seiner Unterredung mit dem angeblichen Gewährsmann. Bei ihm unterlag es keinem Zweifel, daß dieser sich von einer — vielleicht wirklich täuschenden Ähnlichkeit habe betrogen lassen, daher beschloß er, das Gerücht auf sich beruhen zu lassen, und mit dieser Resolution begab er sich in sein Quartier, um sich es einmal behaglich zu machen. Er fühlte sich ganz erschöpft von den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage.

Niemand störte ihn denn auch in seiner Ruhe, als er aber am nächsten Morgen im Gerichtsgebäude erschien, empfing ihn der Staatsanwalt Hirt mit einer überraschenden Neugier.

"Lesen Sie dieses Schreiben, Herr Kollege."

Robbert nahm und las.

"Einem hochwohlwollenden Landgericht," so lautete der Brief, "erlaube ich mir hierdurch ergebenst mitzuteilen, daß in der Nacht vom 17. zum 18. Dezember ein Dr. med. Heinrich Ohlhoff aus Berlin bei mir logiert hat. Der Herr, welcher sehr anständig gelleidet war, entsprach in seinem Äußeren genau der in den Zeitungen erlassenen Personalbeschreibung des Doktor Ohlhoff. Zu allen weiteren Auskünften, soweit ich solche zu geben vermag, bin ich gern bereit. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebe ich mich an Sie, Inhaber des Hotels „zum Patrizier“, Frankfurt."

Der Brief trug das Datum des gestrigen Tages, des 19. Dezember.

Affessor Bindner betrachtete die Mitteilung lange in tiefen Gedanken, ehe er eine Meinungsäußerung hören ließ. Erst als die Worte: "Ist das nicht sonderbar?" aus dem Munde des Staatsanwalts an sein Ohr drangen, erinnerte er sich der Anwesenheit der Kollegen.

"Bitte um Entschuldigung, Herr Kollege — ich — ich argumentierte über diesen rätselhaften Fall."

"Der nach dem hier wohl aber das Rätselhafte verloren zu haben scheint?"

"Ganz und gar nicht, er wird im Gegenteil immer mysteriöser. Es ist geradezu eine Eigentümlichkeit der Ohlhoff'schen Sache, daß jedes neue Moment, welches seiner Eigenart nach wohl geeignet sein könnte, das Dunkel aufzuklären, statt dessen dazu dient, die Ungelegenheit immer mehr zu verwirren und das Geheimnis immer unergründlicher zu gestalten."

Robbert sah nach dem in seinem Bureau befindlichen Regulator, dann nach seiner Uhr, dann griff er nach dem auf seinem Schreibtisch liegenden Kursbuch.

"Sie gedenken nach Frankfurt zu reisen?"

"Sogleich. Ich bin zwar von Doktor Ohlhoff's Tod überzeugt, fest überzeugt, kann aber nach einer so bestimmt gehaltenen Anzeige den Zwischenfall nicht mehr außer acht lassen, um so weniger, als er in der Behauptung eines Bekannten des Doktors, der letzterem in Frankfurt begegnet sein will, eine bedeutsame Unterstützung findet."

Hastig traf Bindner seine Vorbereitungen. Vor seiner Abreise begab er sich noch einmal zum Regierungsrat Moritz, den alten Herrn um eine Photographie seines Schwiegersohnes zu bitten.

Zu seiner ausnehmenden Freude führte man ihn, weil der Regierungsrat unwohl war und das Sofa hütete, in das Wohnzimmer der Familie, wo er außer dem Rat auch Melanie antraf, die schöne Schwägerin des Doktors.

Robbert eröffnete seinen Wunsch, dem bereitwillig willfahrt wurde.

"Ich ziehe es vor, an Sie, Herr Regierungsrat, mit meinem Anliegen heranzutreten," kommentierte der Affessor sein Gesuch, "damit sich Ihre Frau Tochter, die schon so hart betroffen ist, weder unnötig erregt noch unnötig Hoffnungen macht. Ich selbst halte das Ganze für einen Irrtum, den aufzuklären ich entschlossen bin."

"Und warum soll es durchaus ein Irrtum sein?" fragte Melanie fast schüchtern, denn ihre Frage drückte einen Zweifel an der Richtigkeit der Ansichten des Affessors aus, und sie wünschte nicht, ihn zu verlegen.

Der Affessor war jedoch weit entfernt, sich gekränkt zu fühlen.

"Warum, gnädiges Fräulein? Weil erstens die Entdeckung der Uhr mit dem angeblichen Austausch des Herrn Doktors einen unlöslichen Widerspruch bildet —"

"Einen Widerspruch?"

"Ja, es sei denn, man wolle annehmen, Doktor Ohlhoff habe seine Uhr selber in dem Garten der Fanny Mäder verborgen."

Der Regierungsrat pflichtete dem Affessor bei.

"Und zweitens?" forschte Melanie gespannt.

"Zweitens? Wenn Ihr Herr Schwager noch unter den Lebenden weilt, so mühte er sich freiwillig entfernt haben. Wenn er sich aber freiwillig entfernt hat, so wird er nicht so thöricht sein, sich mit seinem richtigen Namen und Stand in die Fremdenbücher einzutragen."

"Und wenn er in der That unter dem Einfluß einer Geistesstörung handelte?"

"Damit sprechen Sie die einzig mögliche Erklärung aus — gefehlt, die Behauptung trifft zu. Rätselhaft bliebe dann immer noch, warum der Doktor jetzt erst, nach mehr als vierzehn Tagen, auftaucht, während er die ganze Zeit über nicht das Geringste von sich hat hören lassen. Man könnte nur annehmen, er habe die Tage daher unter der Wirkung einer fixen Idee verbracht und sein Bewußtsein sei plötzlich zurückgekehrt oder die Art der Manie habe sich verändert. Doch wie gesagt, gnädiges Fräulein, das sind nichts als leere Hypothesen — ich bin ein Mann der Realität und liebe es, erst den Thatbestand klar vor mir zu sehen, bevor ich meine Schlüsse daran knüpfe. In einigen Tagen werden wir hoffentlich mehr wissen als jetzt. Und nun nochmals: verbergen Sie Ihrer Frau Tochter zunächst den Zwischenfall, Herr Regierungsrat, und suchen Sie auch zu verhindern, daß er ihr von anderer Seite hinterbracht wird. Die Hoffnung würde unwillkürlich in ihr Herz zurückkehren und sie ihren Gatten zum zweitenmal verlieren, nachdem der erste furchtbare Schmerz bereits überwunden ist."

Der Affessor erntete für seine zarte Rücksichtnahme nicht bloß einen Händedruck des alten Herrn, sondern — woran ihm noch mehr gelegen war — auch einen solchen der jungen Dame. Unter dem glücklichen Zeichen dieses im Geiste beständig von neuem empfungenen Händedrucks stand seine Fahrt nach Frankfurt — die Nachempfindung des seligen Augenblicks erwies sich als so mächtig, daß er fast den ganzen ärgerlichen Rechtsfall darüber vergaß. Denn ein Jurist ist doch im Grunde auch nur ein Mensch, besonders wenn er noch unverheiratet ist.

Nach dem Hotel „zum Patrizier“ brachte er nicht lange zu forschen, es befand sich in der Nähe des Bahnhofes. Schon eine Viertelstunde nach seiner Ankunft stand er vor dem Hotelier, einem ehemaligen Handlungsreisenden, dessen Embonpoint für die Küche seines Stabljlements eine vorzügliche Reklame darstellte.

"Herr Willmers?"

"Zu dienen, mein Herr — wünschen Sie —"

"Nichts als einige Auskünfte," unterbrach der junge Mann den höflichen Gasthofhalter. "Es handelt sich um Doktor Ohlhoff." Und der Affessor nannte seinen Namen und seine amtliche Qualität.

Der Hotelier erklärte sich zu jeder Mitteilung bereit, die er irgend zu geben vermöchte. "Leider ist das, was ich berichten kann, wenig genug."

"Zunächst," begann der Affessor, "bitte ich Sie, mir das betreffende Fremdenbuch vorzulegen."

"Fried, das Fremdenbuch!"

Der Kellner brachte es herbei. "Hier sehen Sie — die eigenhändige Eintragung."

Robbert prüfte scharf die bezeichnete Stelle. Deutlich und in großen Buchstaben präsentierten sich Name, Stand und Wohnort des unglücklichen Arztes seinen Blicken.

"Ich muß Sie ersuchen, mir das Blatt zum Zweck der Handschriftenvergleiche zur Verfügung zu stellen," nahm der Affessor nach genauer Einsicht das Wort.

Der Hotelier kam der Aufforderung mit dem Bemerkten nach, die Polizei werde wohl in diesem Falle gegen die Entfernung des Blattes nichts einzuwenden haben, um so mehr, da es ihr ja schon vorgelegen habe.

"Ich hatte mir bei dem Namen Ohlhoff zunächst gar nichts gedacht," bekundete er phlegmatisch. "Wer

soll auch die vielen Namen, die unsreinem alle Tage vorkommen, immer kontrollieren? Erst die Polizei machte mich, als das Buch an dem betreffenden Tage vorgelegt wurde, auf das Zusammentreffen aufmerksam. Von ihr erhielt ich auch die Annonce mit dem Signalement des Doktor Ohlhoff und schrieb auf ihre Veranlassung die Meldung an das Berliner Gericht."

"Dadurch entstand eine Verzögerung von mehreren Tagen — eine nicht wieder einzubringende Frist!"

"Was ich lebhaft bedaure."

"Die Kleidung Ihres Gastes stimmte also mit der im Signalement angegebenen überein?"

"Soweit unsre Erinnerung reicht, ja."

"Trug der angebliche Doktor Ohlhoff einen dunklen Vollbart?"

"Einen Vollbart, jawohl — ich dachte auch, er wäre sehr dunkel gewesen oder gar schwarz. Nicht wahr, Fräulein?"

"Schwarz," bekräftigte der Kellner.

"Um, Doktor Ohlhoff's Bart war allerdings von nicht eigentlich schwarzer Farbe. er war mehr stark dunkelbraun, aber von Schwarz nicht weit entfernt. Stimmt das?"

"Es mag seine Richtigkeit haben," versetzte etwas zögernd der Wirt.

"Sie wissen es nicht mehr ganz genau?"

"Wie soll das möglich sein bei der Menge des Verkehrs in meinem Hotel, Herr Affessor. Ja, wenn der Herr mehr als eine Nacht hier logiert hätte — so kam er spät am Abend und ging zeitig am Morgen wieder fort —"

"Sie wissen nicht, wohin er sich gewandt hat?"

"Er hatte erklärt, mit dem Morgenzug nach Wiesbaden fahren zu wollen."

"Trug er viel Geld bei sich?"

Zur Beantwortung dieser Frage mußte der Oberkellner citiert werden, welcher angab, der Herr habe bei der Berichtigung der Rechnung ein Zwanzigmarkstück wechseln lassen.

"War jemand von Ihnen zugegen, als er sich in das Fremdenbuch eintrug?"

Nein, es war niemand zugegen gewesen.

"War sein Benehmen das eines normalen, eines geistig gesunden Mannes? Oder erschien Ihnen etwas auffällig in seiner Sprache, seiner Haltung, seinen Gesten?"

Ein wenig scheu und gebückt sei er ihm vorgekommen, meinte der Oberkellner, und der Kellner, der ihn in seinem Zimmer bedient hatte, wollte sich über sein bleiches Gesicht und seinen düsteren Blick gewundert haben.

Klobbert ließ sich in das Zimmer führen, worin der Gast logiert hatte, es fand sich kein Ueberbleibsel seiner Anwesenheit darin vor.

Zuletzt zog er die mitgenommene Photographie aus der Tasche.

"Erkennen Sie den Herrn — in dem Bilde hier wieder?"

Der Hotelier zuckte die Achseln, der Oberkellner brach sogleich in den Ruf aus: "Jawohl, das ist er."

Der Kellner vermochte sich nicht mit voller Bestimmtheit zu entscheiden.

"Ich habe ihn nur abends und früh bei Licht gesehen, 's ist ja jetzt bis nach acht Uhr finster — ich dachte, er wäre es, aber beschwören kann ich es nicht."

Damit hatte der Affessor alle seine Fragen und Mittel erschöpft. Was nun? Sollte er aufs Geratewohl nach Wiesbaden dampfen? Eine eben eintreffende Depesche entriß ihm allen Zweifeln. Sein Vorgesetzter, der Erste Staatsanwalt, hatte sie gesandt und an das Hotel "zum Patrizler", wohin sich der Affessor doch auf alle Fälle begeben mußte, adressiert.

"Affessor Lindner, Frankfurt am Main, Hotel Patrizler."

Wiesbaden Reichstrone. O. gleichfalls logiert; Hönniger."

Klobbert lächelte befriedigt. Während seiner Abwesenheit war also eine ähnliche Meldung wie die des Frankfurter Hoteliers aus Wiesbaden eingetroffen. Mit dem ersten Zuge brach er am andern Morgen nach der berühmten Badestadt auf, wo er im Hotel Reichstrone fast ganz denselben Bescheid erhielt wie im Patrizler zu Frankfurt.

Auch hier hatte Doktor Ohlhoff nur eine Nacht — vom 18. zum 19. Dezember — logiert, war er abends spät eingetroffen und früh wieder abgereist. Wohin? Niemand wußte es. Vermutlich hatte er den Zug nach Köln benutzt. Die Kleidung stimmte, soweit man sich erinnerte, wohl überein. Einen Vollbart hatte er getragen.

"Einen schwarzen?"

"Ja, wenigstens einen sehr dunkeln."

"Trug er viel Geld bei sich?"

"Er zahlte in Silber."

"Machte er den Eindruck eines Geistesgestörten?"

"Nicht eigentlich. Er sprach völlig klar und zusammenhängend, nur sehr ernst und traurig sah er aus."

"Zeigen Sie mir das Fremdenbuch."

Beim Erblicken der Eintragung rief der Affessor überrascht: "Aber das ist eine ganz andre Handschrift?"

"Es ist die meinige," gestand verlegen der Kellner. "Als ich ihm das Fremdenbuch präsentierte, hatte sich der Herr bereits ermüdet auf das Sofa geworfen. Er bat mich, die Eintragung für ihn zu bewirken, und diktierte mir die Worte."

"Erkennen Sie ihn in diesem Porträt wieder?"

Der Affessor zeigte die Photographie.

Der Inhaber hatte ihn gar nicht persönlich zu Gesicht bekommen, nur der Oberkellner, zwei Kellner und der Portier. Der erstere gab die Möglichkeit zu, daß der fremde Gast mit dem Porträt identisch sei, er habe etwas hagerer ausgesehen, auch sein Blick sei ein ernsterer gewesen — kleine Abweichungen, auf die der Affessor kein Gewicht zu legen brauchte, denn wenn Doktor Ohlhoff wirklich geisteskrank in der Welt umherirrte, so hatten die Einwirkungen seines Leidens derartige und noch weit erheblichere Veränderungen seines Äußeren wohl erzeugen können.

"Bald hätte ich die Hauptsache vergessen," nahm plötzlich der Oberkellner das schon fallen gelassene Thema wieder auf. "Doktor Ohlhoff hat bei uns etwas vergessen."

"Was?" rief der Affessor hastig.

"Sein Notizbuch."

"Sein Notizbuch?" rief Klobbert beinahe entzückt.

"Wo ist es?"

Der Oberkellner entnahm den Gegenstand seinem Putze und überreichte ihn dem Affessor. Das Notizbuch des angeblichen Doktors erwies sich als eine einfache Brieftasche, in der ein gewöhnliches Notizbuch befestigt war. Ein noch fast neuer Faberbleistift steckte in der hierzu bestimmten Lederscheide. Nur wenige Blätter waren beschrieben, ob von Doktor Ohlhoff's Hand, vermochte der Affessor nicht zu entscheiden. Dagegen wiesen die in den Taschen enthaltenen Papiere die Eigentümerschaft des Doktor Ohlhoff unzweifelhaft nach. Schon die zahlreichen Rezeptformulare deuteten auf den ärztlichen Stand des Besitzers hin, sie wurden jedoch ergänzt durch mehrere Visitenkarten mit der lithographierten Aufschrift: "Dr. med. H. Ohlhoff, Berlin, — straße 12", sowie einen Brief älteren Datums, in dem sich ein Patient für eine ihm gewährte Unterstützung bedankte.

Damit mußten wohl alle Zweifel an der Identität des unglücklichen Eigentümers als gelöst gelten. Das Notizbuch sprach eine zu deutliche Sprache: Fanny Wäder war unschuldig, denn Doktor Ohlhoff, der angeblich Ermordete, lebte ja noch, er reiste in plötzlich ausgebrochener Manie in der Welt umher und hatte hier in Wiesbaden sogar sein Notizbuch zurückgelassen.

Freilich erblickte der Beamte noch so manchen der Aufklärung bedürftigen Umstand, der ihm zunächst noch als unlösbarer Widerspruch erschien:

Wie kam des Doktors Uhr in den Garten von Fanny Wäders Haus? Wo hatte der Doktor bisher gesteckt, und warum kam er jetzt erst zum Vorschein? Woher hatte er das Geld, um die Kosten seiner Reise und seines Unterhalts zu decken, da er ja laut Aussage seiner Gattin nur eine geringe Summe bei sich führte? Warum benahm sich Fanny Wäder so sonderbar, verwickelte sie sich in so viel Widersprüche? Wußte sie von der Absicht des Arztes und teilte sie mit ihm irgend ein Geheimnis?

Wer konnte alle diese Rätsel lösen? Doktor Ohlhoff allein, wenn es gelang, seiner habhaft zu werden. Oder vielleicht auch Fanny Wäder?

"Ich weiß es nicht," sagte Klobbert resigniert zu sich selbst.

Er folgte der Spur des Doktor Ohlhoff nach bis Köln, wohin sich derselbe allem Vermuten nach begeben hatte. Wenigstens glaubte sich einer der Schaffner der Linie Frankfurt-Wiesbaden-Koblenz eines Passagiers zu erinnern, auf den die Beschreibung Lindners zutraf. Der Passagier hatte eine Fahrkarte nach Köln gehabt. Ob er in Köln angekommen, konnte Klobbert nicht ermitteln. In keinem der dortigen Hotels und Gasthöfe hatte er logiert. Vielleicht war er von hier weitergefahren, hatte er sich ins Ausland begeben.

Mühsam kehrte der Affessor nach Berlin zurück. Der Erfolg seiner Reise befriedigte ihn nicht. Er hatte den Verschwundenen nicht gefunden.

Ein Resultat, das ihn einigermaßen mit seinem Mißgeschick ausöhnte, brachte er allerdings mit sich nach Hause: Den Beweis von Doktor Ohlhoff's Leben, von Fanny Wäders Unschuld!

Wie auch der Sachverhalt sich erklärte, was die Ursache von Fannys unerklärlichem Verhalten sein mochte: sie mußte in Freiheit gesetzt werden, sofort, denn der Arzt war ja nicht ermordet worden! Von einer Mystifikation konnte keine Rede sein, denn die Bediensteten von jenen Hotels hatten ihn mit ziemlicher Sicherheit wiedererkannt, er hatte die Kleidung getragen, in welcher Doktor Ohlhoff verschwunden, er hatte in einem Hotel sogar sein Notizbuch vergessen. Geld mochte er doch vielleicht mehr bei sich getragen

haben, als seine Frau vermutete, oder er hatte Gelegenheit gefunden, sich welches zu verschaffen. Zum Ueberfluß war er noch gesehen worden — von einem Herrn, der ihn persönlich kannte —, alle Umstände trafen überein, um die Gewißheit von des Arztes Leben und heimlicher Flucht außer allen Zweifel zu stellen.

Sofort nach seiner Ankunft wollte er die ungeäumte Entlassung Fannys veranlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Dahin!

(Bild S. 112.)

Er ging — noch sieht sie seines Schiffes Kiel
Und über'm Wasser noch des Schlot's Rauch,
Er ging — ein eilig Abschiedswort nur fiel,
Doch mit ihm fiel ein Hoffnungssternlein auch,
Ihr Sternlein, das so licht am Himmel schien —
Dahin!

Sie blieb — die einz'ge noch am Landungssteig,
Und sah ihn nach mit thränenfeuchtem Blick;
Vor ihm so hell, vor ihr so trüb der Weg,
Sie war sein flüchtig, er ihr ganzes Glück;
Nun sieht sie's fort zu andern Ufern fliehn —
Dahin!

Und jetzt erst löst sich der verhalt'ne Schmerz —
Sie war zu sehr, die jungfräuliche Braut,
Zu stolz das reine, jungfräuliche Herz,
Wie sie ihn liebte, hat er nicht gewußt;
Sei stark, du pochend Ding, und laß ihn ziehn —
Dahin!

m.

Fahnenweihe für die nach China entsandten deutschen Regimenter.

(Bild S. 105.)

Den 30. August, den Gedenktag der Schlacht von Beaufort, hatte der Kaiser zur feierlichen Nagelung und Weihe von vierundsechzig Fahnen und Standarten gewählt, darunter die für die ersten und zweiten Bataillone der sechs ostasiatischen Regimenter und des ostasiatischen Reiterregiments. Aus Anlaß dieses Vorganges waren auf dem königlichen Schlosse die Kaiserstandarte, die Standarte des Königs von Preußen und der kurbrandenburgischen Adler gehißt, ebenso wehte auf dem Zeughaus, in dem sich die Feier vollzog, die Kriegsflagge. Die Ruhmeshalle und der Lichthof des Zeughauses waren mit Pflanzenschmuck und militärischen Emblemen dekoriert. Im Lichthof war ein Feldaltar errichtet. Vor dem Zeughaus nahm die Leibcompagnie des ersten Garderegiments zu Fuß in Paradeanzug mit Mütze und Fahne Aufstellung, im Lustgarten die Leibbatterie des ersten Gardesfeldartillerieregiments. Eine zahlreiche Menschenmenge hielt die Umgebung des Zeughauses besetzt. Außer dem Kaiser und der Kaiserin und dem Kronprinzen erschienen zur Feier eine Reihe preussischer Prinzen und Prinzessinnen, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Fürst von Waldeck-Pyrmont, der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, die Generalität, die Admiralität und zahlreiche deutsche und fremde Offiziere. Der Kaiser erschien, von Wildpart kommend, im Zweispänner in der Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß, unmittelbar darauf die Kaiserin, die über der schwarzen Robe das Band des Schwarzen Adlerordens trug, mit dem Prinzen Joachim und der Prinzessin Viktoria Luise. Darauf folgte der Kronprinz mit den Prinzen August Wilhelm und Oskar. Der Kaiser schritt die Front der Ehrencompagnie ab und begab sich dann mit den Fürstlichkeiten in das Zeughaus, wo in der Ruhmeshalle die Nagelung erfolgte. An diesen Alt schloß sich im Lichthof die Weihe durch Oberpfarrer Wölffing unter Assistenz des katholischen Feldpropstes Ahmann. Während des Segens präsentierte die Leibcompagnie, und die Artillerie schoß Salut. Nach der Feier fand ein Vorbeimarsch der Leibcompagnie statt. Die Fahnen und Standarten wurden darauf in das Palais Kaiser Wilhelms I. gebracht, diejenigen der ostasiatischen Regimenter zur Verfertigung nach China in das Kriegsministerium. Die feierliche Uebergabe an die in der Parade des Garderegiments und des 11. Armeecorps stehenden Truppen erfolgte durch den Kaiser am 1. September auf dem Tempelhofer Felde, sowie am 8. September bei Stettin. Die Fahnen für das ostasiatische Expeditionscorps unterscheiden sich durch die Charakteristik als deutsche Fahnen, als Feldzeichen des gesamten Deutschen Reichs, entsprechend der aus allen deutschen Staaten erfolgten Zusammensetzung des Corps. Das weiße Feld des Fahnentuchs durchquert ein Kreuz, verbrämt mit rotem und schwarzem Rande. Die Mitte schmückt in Goldstickerei der Reichsadler; ihm zu Häupten sieht man die Kaiserkrone mit dem Spruchbande: "Pro gloria et patria". Die Standarte der ostasiatischen Reitertruppe ist ebenso gezeichnet, doch ist das Fahnentuch purpurrot.

Herbststenden im Etschland.

(Zum Gartenbild S. 108.)

So Etsch und Eisack zusammenrinnen, da liegt, umstellt von ragenden Felszinnen und schwungvoll verlaufenden Höhen, das südlichste Gebiet deutscher Zunge, vielleicht das schönste. Wenn im Nordland der Alpen noch der rauhe Winter Schneegestöber als mürriische Gräße bietet, streut schon der Lenz über das lachende Etschthal ein



Tahiti! Nach dem Gemälde von H. Source.

Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München.



Das Eisenbahn-Unglück bei Hegne am 29. August 1900. Nach Aufnahmen von Hofphotograph Wolf in Konstanz.

Meer von weißen und rötlichen Blüten, darüber die fahlen Hänge gar ernsthaft dreinsehen. Die Blüten in duftige Früchte umzuschaffen, ist die Sonne emsig beflissen, ihre heißen Strahlen Tag um Tag ins Gefilde herabzuschleusen, bis im Hochsommer die grünen Pfirsiche sich gelben und röten, die Feigen schwellen, und die harten Beeren der Traube sich füllen, durch dichtes Laub geschützt vor allzu hoher Glut der Sonne. Und wenn dann die Tage allmählich kürzer werden, strotzt Baum und Rebe von den köstlichsten Gaben des Herbstes, von saftigen Feigen und Pfirsichen, von edlen Birnen und Äpfeln, die buschige Kastanie öffnet das stachelige Gehäuse, daraus die süßen Früchte zur Erde prasseln, und die Weinstöcke, an niederen Gerüsten, den Pergeln, in langen, schattigen Laubgängen sich reichend, bieten dem Auge, ja fast dem Mund die schwellenden Trauben dar: die rötliche Beere der Burgunderrebe, die kleine schwarze Lagrein, die fleischige Erdbeertraube, und die Königin von allen, die würzige Vernatsch. Nicht der halb wehmütige Herbst des Nordlandes, die Belohnung sauren Schweißes und steter Sorge, webt im sonnigen Etzland die wehenden Fäden in den Kreislauf des Jahres — in der üppigen Fülle seiner Früchte, in den tiefen, satten Farben des blauen Himmels, der grünen Hänge, darüber in rötlichem Grau die Berge strahlen, glänzt der Herbst des Etzlandes und erfüllt die Menschen mit lachender Lebensfreude. Dies hat der Maler unser Bildes glücklich wiedergegeben, und der trampelnde Bursche, den der Winzer hochhebt, damit er selbst die süßen Trauben pflücken könne, ist nicht aus der Art geschlagen.

Peter Flott.

Roman

von

Felix von Stenglin.

14. Der Vogel sucht sein Nest.

Aus dem ersten Stockwerk eines Hauses der Steglitzer Straße blickte Herr Grauslich hinunter. Es war ein schöner Februartag, man konnte es warm nennen. In den Straßen wurden schon Veilchen ausgeboten.

Herr Grauslich hatte das Fenster geöffnet, stützte sich mit den Armen auf das Fensterbrett und sah sich die Straße an. Er konnte das, denn er war Hausbesitzer. Keiner von den reichen, — o nein, es wurde ihm sogar manchmal schwer, seine Zinsen zusammen zu bekommen. Immerhin hatte er seine Existenz, das kleine Beamten-Ruhegehalt kam dazu, und er vermochte also lediglich seinem Hause zu leben.

Niemand, der ihn sah und von ihm aus auf den Stand der Hausbesitzer schloß, hätte diesen Stand für unfreundlich und zänkisch oder gar für hartherzig gehalten. Der kleine dicke Herr mit den kurzen Beinen, dem Vollmondgesicht und den milde blickenden Augen schloß unbedingt Vertrauen in die Güte des Menschengeschlechtes ein.

Als er so hinausah, bemerkte er ein junges Paar, das am Hause stehen blieb und augenscheinlich den Zettel an der Parterrewohnung musterte. Er ließ seinen Blick von dem Paare. Plötzlich wandte er sich um und ging ins Zimmer. „Ulrike! Es kommt jemand wegen der Wohnung!“

Frau Grauslich erschien mit dem Kochlöffel in der Hand aus der Küche. „Was schreist du denn so? Das ganze Haus soll's wohl wissen, daß wir aufs Vermieten warten!“ Straßend, mit harten Augen, sah Ulrike ihren Gatten an, die schmalen Lippen, die von der gebogenen Nase fast überragt wurden, fest aufeinander gepreßt. Dabei horchte sie nach der Treppe hin. Es kam jemand herauf. Aber das war der Wirtin gar nicht recht. „Das Frauenzimmer, die Lehmann! Wie oft hab' ich's ihr gesagt, daß sie die Leute nicht erst heraufzuführen soll, damit sie mir die ganze Treppe schmutzig treten mit ihren groben Stiefeln. Was sind's denn für Leute? So gewöhnliches Pack wie neulich?“

Die Augen des Herrn Grauslich leuchteten vor Wohlwollen auf. Er war so beglückt, seiner Gemahlin etwas Angenehmes sagen zu können. „O nein! Ein anständiges junges Paar —“

Da klingelte es. Frau Grauslich band die Schürze ab, legte den Kochlöffel hin und winkte ihrem Mann, zurückzubleiben. „Du kommst erst, wenn ich rufe!“ sagte sie und ging, um zu öffnen.

Es war längst Sitte bei Grauslichs, daß die Frau die Mieter empfing, weil sie nach ihrer eignen Aussage sich nicht so leicht „betäupeln“ ließ und besser mit den Leuten umzugehen verstand. Doch verkannte sie auch nicht den Wert ihres Mannes, der in gewissen Momenten durch sein biederer Aussehen und durch seine freundliche Art zu reden manchen schwankenden Mieter „fest“ gemacht hatte.

Es war seltsam, welche Wandlung in dem Gesicht der Frau Grauslich auf dem kurzen Wege vom Zimmer bis hinaus an die Flurthür vor sich ging. Eben noch hart und starr wie ein Marmorbild, war es jetzt weich wie Wachs. Ein süßliches Lächeln lag auf ihren

Zügen, als sie öffnete und mit einem wohllautenden „Guten Morgen! Was steht zu Diensten?“ das junge Paar begrüßte.

Peter Flott sagte sein Begehrt, und sie gingen zusammen hinunter.

„Bitte, meine Dame — bitte, mein Herr —“ Flott wollte sie vorgehen lassen — sie knickte lächelnd — „ich soll zuerst? ... o, ich bitte! Man sieht doch gleich die Erziehung —“

Alle Freundlichkeit hinderte aber nicht eine sehr prüfende Betrachtung der beiden Ankömmlinge. Und in kurzem hatte sie so ziemlich alles erfahren, was sie wollte. „Die Herrschaften heiraten wohl zu Ostern? Wie reizend! ... Der Herr sind wohl Beamter? ... Ah, Schriftsteller? Redakteur wohl? An einer Zeitung? Nicht? ... So! Theaterstücke! Sehr interessant! ... Eine reizende Wohnung, so recht ein trautes Nest für ein junges Pärchen. Der frühere Mieter zahlte leider nicht und war auch sonst nicht für mich passend — ich sehe vor allem auf anständige Mieter —“

Peter fühlte sich etwas bellommen. Was verstand die Frau unter „anständigen“ Mietern? Solche, die ihre Miete mit pedantischer Pünktlichkeit bezahlten?

„Wenn Sie gefälligst näher treten wollen — dies hier also der kleine Flur, dort nach vorn heraus das zweifelhafte Zimmer —“

„Sehr hübsch,“ sagte Peter.

„Nicht wahr? Ich möchte selbst das Zimmer haben, so freundlich ist es! Und hier nach hinten heraus das einsenstige Zimmer und die Küche —“

„Diese beiden Räume sind aber sehr klein,“ meinte Vene, sich umschauend.

Wie eine Gewitterwolke huschte es — nur für einen Augenblick — über das Antlitz der Wirtin, dann hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen. Sie ließ sich auch nicht mehr beirren, als Vene hinzusetzte: „und sehr dunkel!“ sondern antwortete schlagfertig: „In kleinen Räumen braucht man weniger Feuerung, und dunkel ist es sonst gar nicht, es ist nur heute etwas trübe ...“ Draußen strahlte inzwischen der hellste Sonnenschein, und wer die engstehenden Häusermauern des Hofes betrachtete, konnte sich selbst sagen, daß Helligkeit hier unten unmöglich war.

Vene ging nochmals umher und untersuchte alles genau, den Herd, die Fenster, Fußböden und Türen. Wieder ins Vorderzimmer zurückgekehrt, fand sie dort eine feuchte Stelle an der Wand. „O weh!“ sagte sie, „hier ist es aber feucht.“

„Feucht?! O, ich bitte Sie!“ Frau Grauslich betippte mit den Fingern den nassen Fleck. Und trotzdem sie die Rasse deutlich spürte, sagte sie: „Das ist ein Irrtum. Die Wohnung ist ganz trocken.“

„Aber ich fühl's doch,“ meinte Vene lächelnd.

„Nein, da muß ich gleich meinen Mann holen, der soll es Ihnen bestätigen. Fräulein. Unsere Wohnungen sind sämtlich in so gutem Zustande ...“ Sie eilte zur Thür und rief heraus: „Männchen! Ach komm doch einen Augenblick herunter!“ Dann wandte sie sich wieder zu dem jungen Paar, das begonnen hatte, sich wegen der Einteilung der Räume leise zu besprechen. Frau Grauslich mochte aber nicht dulden, daß sie gegenwärtig ihre Bedenken austauschten, und fuhr daher eifrig fort: „Sie sollen sehen, wie hübsch es sich hier wohnt. So still und doch in nächster Nähe der belebtesten Straße. Pferdebahn, Omnibus, alles zur Hand. Und dann, wie gesund gerade die Parterrewohnung ist, die gesündeste im ganzen Hause. Ich habe schon oft zu meinem Mann gesagt, wir müßten sie eigentlich teurer ansetzen ... Da ist ja mein Mann ... Ein junges Paar, Männchen, das die Wohnung mieten möchte. Gefallen thut sie ihnen ja gut, aber sage du doch mal, daß sie nicht feucht ist ...“

Herr Grauslich war gut eingeübt. Erst machte er runde, erstaunte Augen und sah abwechselnd seine Frau und die jungen Leute an. „Feucht?“ kam es dann weich von seinen Lippen, gleich als wenn man ihm die schwerste Kränkung zugesagt hätte. Und dann unter Lächeln und leisem Kopfschütteln: „Ich habe niemals etwas von Feuchtigkeit bemerkt.“ Eifrig nickte Frau Grauslich ... „In unserm ganzen Hause ist keine Spur von Feuchtigkeit.“ Wieder eifriges Nicken der Frau, sie war sehr mit ihrem Manne zufrieden. „Unser Haus ist überhaupt das gesündeste in der ganzen Gegend!“ Er machte seine Sache wirklich ausgezeichnet.

Peter und Vene waren angefaßt der ehrlichen Miene des Virens jetzt überzeugt, daß alles so sei, wie er gesagt, und daß die feuchte Stelle keine feuchte Stelle sei.

„Wir wollen sehen,“ sagte Peter, und es schien, als ob er sich mit Vene entfernen wolle.

Nun aber entwickelte Frau Grauslich ihre ganze Ueberredungskunst. „Wenn die Herrschaften so freundlich sein wollen und mit hinaufkommen, da können wir ja gleich Kontrakt machen, ich müßte allerdings dann dem Herrn, der gestern hier war, eine Karte schreiben, daß die Wohnung vermietet sei —“

„Der Herr Leutnant hatte ja auch gesagt —“ warf Herr Grauslich dazwischen.

„Ja, dem Herrn Leutnant hatte sie auch sehr gefallen, — es giebt sehr wenig Wohnungen in diesem Jahr, Bekannte von mir sind deshalb nach außerhalb verzogen. — Und dann sind wir auch schon weit im Quartal, da ist es immer schwierig —“

„Na ja,“ sprach Peter vor sich hin. Dann sah er Vene an.

„Ich weiß ja nicht —“ meinte diese.

„Es würde mir eine große Freude sein,“ bemerkte nun Frau Grauslich mit ihrem süßesten Lächeln — sie fuhr jetzt das schwerste Geschäft auf — „die Herrschaften haben mir gleich so gefallen —“ die jungen Leute lächelten geschmeichelt ... „nicht wahr, Männchen, dir auch?“

„Jawohl!“ antwortete Männchen mit seinem biedersten Blick.

Und seine Gattin setzte hinzu: „Sehen Sie, wir verfolgen den Grundsatz: Unsere Mieter — unsere Familie! Nicht wahr, liebes Männchen?“

Er nickte eifrig und sagte: „Gewiß!“

„Bei uns ist nie Zank im Hause, nicht wahr, liebes Männchen?“

„Nein, das kennen wir nicht.“

Peter zögerte noch einen Augenblick. „Das längere Suchen hat ja auch keinen Zweck, wenn es dir also recht ist, Vene —“

Vene gab ihre Einwilligung, und so ging man hinauf, um den Vertrag abzuschließen.

Peter überflog, ehe er hinausging, noch einmal mit dem Blick die kleine Wohnung. „Das ist nun unser Nest,“ dachte er und fühlte sich schon heimisch dort.

Draußen spannen sie ihre Fäden weiter.

„Ach, wie manche arme Familie es nicht geben mag, die hinausgejagt wird und nicht weiß, wohin!“ bemerkte Vene in dem beglückenden Gefühl, ein eignes Heim zu haben.

„Vergleichen sollte überhaupt nicht möglich sein,“ sagte Peter. „Es giebt ja städtische Asyle, aber die genügen dem Bedürfnis nicht. Nein! Mir schwebt etwas andres vor. Eine große Anstalt, weißt du? ... am besten innerhalb der Stadt, weil sie dann leichter zu erreichen ist — zwar, aus andern Gründen wäre es wieder besser, sie mehr nach auswärts, ins Freie zu verlegen, die Baupläne sind dort billiger, und es ist auch bessere Luft, — und in dies Heim müßten alle aufgenommen werden, einzelne und Familien, die kein Obdach bezahlen können. Eine einzige Anstalt würde vielleicht für Berlin nicht ausreichen, ich wäre nicht dagegen, im Umkreise Berlins deren mehrere, einstuftweise sechs bis acht, zu errichten.“ Und nun entwickelte Peter seine Idee des näheren. Er beschrieb die Einteilung solcher Anstalt, die Tätigkeit der Aufgenommenen, die Fürsorge für sie, er schilderte die Vorgänge bei der Aufnahme, die Bauart der Häuser bis auf den Schmutz des Siebelsfeldes: ein Bildwerk, die Barmherzigkeit darstellend. Er erzählte, wie er sich die Ausbringung der Kosten dachte, und meinte, daß nach wenig Jahren die Anstalten schon Ueberschüsse bringen würden durch die Arbeit der jeweiligen Insassen. „Bedienung wäre nicht nötig,“ fügte er hinzu, „denn ich würde ganz entschieden dafür sein, daß die Leute sich ihre Zimmer selbst in Ordnung brächten und auch die sonstigen Hausarbeiten übernehmen ...“ Vene meinte, sie würden nicht wieder hinaus wollen, aber das bestritt Peter. „Der Trieb zur Freiheit wurzelt in den meisten Menschen. Außerdem würde man in aller Güte, ohne Aufdringlichkeit, auf sie einwirken, ihnen Arbeit verschaffen, sie zu edleren Menschen machen. Eine hohe, eine wunderbare Aufgabe! Ein Mann mit warmem Herzen an der Spitze, und dies Netz von Anstalten dann über das ganze Reich gesponnen ...“ Peter war stehen geblieben, hatte Vene losgelassen und fuhr unter lebhafter Bewegung seiner Arme fort: „So klar das vor Augen liegt, so blind sind die Menschen. Warum kommt kein andrer darauf, wie? Worte, Worte, aber kein Handeln. Siehst du! Und vielleicht — wer weiß — bleibt es mir einst vorbehalten, natürlich nicht mit eignen Mitteln, aber wenn ich erst einen Namen in die Wagschale zu werfen habe, fließen mir auch die Mittel zu ... Ich könnte mich ja den Anstalten nicht ausschließlich widmen, das ginge nicht, denn — das mag egoistisch sein — meine Dichtung dürfte ich darüber nicht vernachlässigen, aber ich würde so weit gehen, der Sache, sagen wir, ein Jahr meines Lebens zu opfern ...“

Vene sah sich um. „Komm nur, Peter, du stehst den Leuten im Wege ... Der Gedanke ist wunderschön, aber vorläufig müssen wir doch erst einmal für uns selbst sorgen —“

Und Peter erwachte aus seinem Traum.

15. Peter wird unternehmend.

Bis jetzt hatte Frau Hefserich keine Ahnung gehabt von den Plänen, die Vene mit Peter entwarf. Nun, da die Wohnung gemietet war, machte die Tochter

ihr Mitteilung davon. Aber Frau Hefserich nahm das sehr übel auf und weigerte sich entschieden, ihre Zustimmung zu geben. Peter kam seiner Braut zu Hilfe, es gab heftige Reden und Thränen, und Rette bellte aufgeregt hin und her laufend dazwischen. Schließlich entzog sich Frau Hefserich der Unterredung, ging in die Küche und warf die Thür hinter sich zu.

Peter ließ sich nicht abhören und folgte ihr. „Sie haben keine Liebe für Ihr Kind!“ sagte er. „Ich? Ich keine Liebe für mein Kind? Wie können Sie mir so was sagen! Hätt' ich gewußt, daß es so kommen würde, ich hätt' Ihnen nie die Stube vermietet!“

„Da es nun aber einmal geschehen ist, sind Sie verpflichtet —“

„Zu jar nichts bin ich verpflichtet!“

„— sind Sie verpflichtet, das Lebensglück Ihrer Tochter —“

„Das ist kein Glück für ihr!“

„— das Lebensglück Ihrer Tochter nicht zu zerstören.“

„Sie haben kein Brot nich und können meine Tochter nicht ernähren.“

„Wir haben Ihnen doch gesagt, daß wir ein Geschäft eröffnen wollen —“

„Und wollen sich von meiner Tochter ernähren lassen!“

„Wenn Ihre Tochter damit zufrieden ist —“

„Das ist verkehrte Welt —“

„Ich werde ihre Bücher führen —“

„Das 's gar nichts gesagt!“

„Ich werde weiter arbeiten und bald genug in der Lage sein —“

„Ach Jott, ach Jott, mein Kopp!“

„Und da Sie mir das Zimmer gekündigt haben, bleibt doch nichts andres übrig —“

„Ich halt's nich aus! Ne, ich halt's nich aus!“

„Außerdem ist die Wohnung gemietet —“

„Wenn mir der Schlag man nich rührt!“

„— und hoch über all diesen Dingen steht die Liebe —“

„Aber ich laß' mir nich umbringen, denn mein Tochter darf ich in ihre Versuchung nicht verlassen.“

„Die Liebe erträgt alles —“

„Und in drei Tagen is der Erste, da wird die Stube leer.“

„Und wer die Liebe nicht hat —“

„Dann jeh' ich zur Polizei!“

Peter stand einen Augenblick stumm. Dann sagte er: „Ich will wünschen, daß Sie Ihr Verhalten nie bereuen!“ und ging in sein Zimmer.

Erregt maß er es mit großen Schritten, die Hände auf dem Rücken, während Vene in der Stube saß und weinte und Frau Hefserich mit einer dicken Kompresse um die Stirn in der Küche hantierte und an eisernen Herdringen und Töpfen ihren Zorn ausließ.

Das Essen wurde dem „Zimmerherrn“ in sein Zimmer geschickt. „Und daß du dir nich aufhältst! Am Ersten jeh' er!“ rief die Mutter ihr nach. Doch so viel Zeit ließ Vene ihrem Bräutigam, daß er mit ihr ein Stelldichein in der Konditorei verabreden konnte. Sie kassierte erst eine kleine Summe bei einer Kundin ein und folgte ihm dann.

Peter hatte schon seinen Entschluß gefaßt, da sie kam, und da niemand das Paar in dem kleinen Raum störte, so konnten sie sich nach Belieben unterhalten.

Peter umfaßte seine Braut und drückte sie an sich. „Es bleibt uns nur ein Ausweg“, sagte er.

„Hast du mich wirklich lieb, Vene? Wirklich? So lieb, daß du dir sagst: Wo er hingeht, da will ich auch hingehen?“

„O, du weißt!“ erwiderte sie, sich in seine Arme pressend. Und sie duldete seine glühenden Küsse. All die süßen Hoffnungen, in denen sie sich schon gewiegt, wieder aufgeben — das wäre ihr fürchterlich gewesen...

Und er flüsterte an ihrem Ohr: „Da deine Mutter die Heirat verhindern kann, so müssen wir zusammen fort.“

Sie drückte sich fester an ihn, ohne zu antworten.

Und er sprach weiter: „Nach irgend einer großen Stadt gehen wir zusammen, deine Mutter erfährt nicht, wohin, und wenn sie's auch erfährt, — zurückholen läßt sie uns wohl nicht. Sie muß unsern merschütterlichen Willen sehen. Wahrscheinlich bleiben wir nicht lange. Wenn sie aber hartnäckig bleibt, dann gründen wir uns in der Fremde eine Existenz, fangen ganz bescheiden an, und es wird schon gehen. Wenn wir nur zusammen sind! Wenn wir nur einmal am Tage uns so in die Arme nehmen können und uns sagen, daß wir uns noch immer lieb haben. Dann wird jeder Tag Wonne und Freude für uns sein. Meine süße Vene! Nein, niemand soll dich mir fortnehmen, wir gehören zu einander für immer!“

Der Abend sank herein. Sie saßen noch immer aneinander geschmiegt. Und Peter sagte:

„Dies heimliche Glück ist es nicht auch entzückend? Das Leben ist so glatt, so nüchtern. Wir fliegen auf den Schwingen der Poesie in das goldene Land. O

ja, es giebt noch Poesie in der Welt! Man muß nur den Mut haben, sich ihr hinzugeben!“ Und dann sprach er nicht mehr, hielt sie nur umfaßt und liebte sie. Die Befinnung hatte Vene verlassen, ihre kühle Ueberlegung war gewichen vor dem ungestümen Glücksverlangen der Jugend.

Erst als das Fräulein aus dem Badenraum hereintrat, um Licht zu machen, fuhren beide auseinander.

Es war am nächsten Nachmittag, und alle Vorbereitungen zur heimlichen Abreise waren getroffen. Sie wollten sich einzeln nach dem Bahnhof begeben.

Vene hatte, nachdem die Mutter fortgegangen war, um für die Wirtschaft einzukaufen, den Koffer fertig gepackt. Sie nahm ihn jetzt in die Hand und ließ sich nicht Zeit, sich noch einmal in der Wohnung umzusehen. Sie war eben auf den Flur gelangt und wollte hinaus, da schloß jemand an der Thür. Vene war vor Schreck keiner Bewegung fähig. Sie hielt den Koffer in der Hand und stand noch so, als ihre Mutter eintrat.

„Wo willst du hin, Mädchen? Was willst du mit dem Koffer?“ fragte sie argwöhnisch.

Vene gab sich nun keine Mühe mehr, etwas zu verheimlichen. „Ich wollte fort“, sagte sie ruhig.

Frau Hefserich schrie auf und schlug die Hände ineinander. „Kind! Kind! Verlassen wollst' du mir? Mein' einzige Tochter?“

Vene nahm ihren Mut zusammen. „Ich liebe Peter über alles, und ich hab's ihm versprochen, — wir wollen uns in einer andern Stadt unser Brot suchen.“

Frau Hefserich stieß die Thür auf und wankte in die Stube. Dort ließ sie sich aufs Sofa fallen. „Mein einzigstes Kind!“ jammerte sie leise vor hin. „Und in die weite Welt und verderben und sterben!“

Vene umschlang die Mutter und rief: „Mutter, ich lieb' ihn doch so!“

Frau Hefserich weinte. „Solch'n Mensch! Und stiehlt mir mein Kind!“ Vene blieb unbeweglich.

„Ach, was hab' ich nur jethan, daß ich Jottes Zorn so muß fühlen!“ Die Mutter stierte mit gefalteten Händen vor sich hin und murmelte Gebete.

Da hoben sie beide die Köpfe. Wieder schloß etwas an der Flurthür. Und gleich darauf stand Peter mit großen Augen vor ihnen.

„Gewonnen!“ rief er. „Es ist ein großes Glück geschehen! Nicht mehr weinen! Du nicht mehr, Vene, und Sie nicht mehr, liebe Mutter! Mein Stück ist angenommen, und in vier Wochen wird es ausgeführt!“

Vene lag im nächsten Augenblick an Peters Brust. Frau Hefserich stand auf und trocknete sich die Augen, und Rette, durch diese plötzlichen Bewegungen der Menschen aufs äußerste erregt, sprang auf einen Stuhl und bestellte so anhaltend und laut, daß kaum einer des andern Wort verstehen konnte.

16. „Das wird mal was Großes.“

An den Litfasssäulen war folgendes zu lesen:

Volltheater.

Die Mäntelnäherin von Berlin, Soziales Zeitbild in 5 Akten von

Peter Flott.

Und besagter Peter machte einen besonderen Spaziergang nur zu dem Zwecke, diese Plakate in den verschiedenen Gegenden der Stadt zu studieren. Und immer wieder wirkten sie wie etwas Neues, Unerhörtes auf ihn.

Ja, es war Thatfache, sein Stück sollte morgen im Volkstheater zur Aufführung kommen, die Gestalten, die er geschaffen, sollten dort verkörpert werden. Es war wirklich so; er hatte zwei Proben beigezogen, keiner hatte zwar seine Rolle gekannt, aber nachdem einmal so viel Wunderbares sich ereignet, vertraute Peter sogar fest darauf, daß die Schauspieler morgen ihre Rolle können würden. Weder Krieg noch Pestilenz waren vorher ausgebrochen und hatten die Vorstellung verhindert. Es war doch höchst sonderbar!

Und auch der letzte Tag war angebrochen, die Häuser in der Dreßstraße standen noch auf demselben Fleck, der Milchmann hatte zu derselben Zeit geklingelt wie sonst, und die Uhr im Wohnzimmer der Frau Hefserich war wie immer vorwärts und nicht zurück gegangen.

Vene geriet von höchster Hoffnungslosigkeit in tiefste Niedergeschlagenheit. Vor Tisch ließ sie Rette auf einen Stuhl springen, flocht ihm den Behang seiner beiden Ohren in zwei Zöpfe und sagte dabei: „Nettchen schönes Hündchen sein heute, nicht wahr? Nettchen nicht so wild ohne Frisur herumlaufen! Das paßt sich nicht, wenn ein Dichter bei Tisch sitzt, dessen Stück heute abend durchfällt... So, ein Zöpfchen ist fertig, nun die andre Seite...“

Rette machte ein tieftauriges Gesicht, als ob sein letztes Stündlein gekommen wäre. Als der zweite Zopf auch fertig war, wurden beide unter dem Hals mit einem blauen Bändchen zusammengebunden. Dann wurde der Stuhl mit Rette an den Tisch gerückt.

„Armes Nettchen! Herrchen sieht dich gar nicht an! Bewundert dich gar nicht. Und bist doch seine reizende Tischnachbarin!“

Peter lächelte, aber es kam etwas müde heraus. Ihm war den ganzen Tag über so, als ob sein Haupt abends acht Uhr auf den Bloß gelegt werden sollte. Dafür bewahrte er merkwürdig viel Fassung.

Frau Hefserich kam mit dem Essen. „Aber Mädchen, was hast du da gemacht! Wie kann man 'n Tier so verunstalten. Das sieht ja beinahe wie 'n Mensch aus.“

„Und das nennst du verunstalten, Mutter?“

„Jewiß doch! Ich find's sündhaft.“

„Eigentlich wollte ich ihm noch einen Lorbeerfranz aufsetzen, aber in deinem Gewürzspind waren nicht genug Lorbeerblätter. Du hattest doch immer so viel davon?“

„Ja 's wird eben auch alles mal alle,“ sprach Frau Hefserich und setzte sich an den Tisch. „Vaters Lorbeerfranz vom Einzug her jing ja über'n Hals von 's ganze Pferd, so groß war er, — na, wir haben lange von gehabt in der Wirtschaft — noch bis vorig's Jahr —“

„So lange?“ bemerkte Peter und steckte langsam, augenscheinlich mit Widerwillen, ein Stück Fleisch in den Mund.

„Essen Se doch, Peter! Was is denn das mit Ihnen?“

„O nichts. Es sitzt mir nur so vorm Magen. Ich kann nicht essen.“

Vene hatte den Kopf in die Hand gestützt und stierte unverwandt auf die Schüssel mit Mohrrüben. Sie bemerkte nicht einmal, daß Rette vom Stuhl sprang, sich das himmelblaue Band abriß und seine „Friseur“ zerstörte...

Doch auch der endlose Nachmittag verging, und nun saß Peter neben Vene in der Orchesterloge, während der Verein „Wehmüt“ (mit Ausnahme des Fräuleins von Segendorf) und andre Bekannte im ersten Rang und Parkett Platz genommen hatten. Peter wollte mit Vene allein und ungestört sein.

Der Saal füllte sich. Es schien Peter, als ob er in einer Gerichtssitzung sei — jeder Zuschauer ein unbarmherziger Richter „nach Recht und Gewissen“. Der große Raum war spärlich erhellt, das drückte die Stimmung nieder.

Der erste Akt. Im Laden eines Konfektions-Geschäftes. Das machte sich nicht übel, lebendig und anschaulich. Aber wie schnell alles vorüberging! Nun kam die „Gelbin“, eine junge Näherin, nun der Besitzer des Geschäfts. Hatte an der Arbeit zu tadeln, hie und da, um den Preis zu drücken. Das Mädchen hilflos und fast weinend. Da betrachtete er sie näher und macht cynische Bemerkungen, — man ahnt die Entwicklung.

Der Vorhang fällt, — keine Hand erhebt sich.

Peter hatte seine Freunde gebeten, noch nicht nach dem ersten Akte zu klatschen, es müsse den Anschein haben, als ob die Zuschauer allmählich warm würden. Und je stiller am Anfang, desto weniger würde der Beifall als gemacht erscheinen. Nun war er doch ein wenig unzufrieden. Es war auch gar zu stille.

Und wieder ging der Vorhang in die Höhe. Peter war in fortwährender Aufregung. Man sprach seine Worte da oben, und die ganze Zuschauermenge dort lauschte andächtig dem, was er zu ihnen sprach. Das Flüstern des „Souffleurs“ drang ab und zu herüber, die Gasflammen zischten. Und nun, — da war auch der Beifall! Die Freunde setzten ein, die Masse wurde fortgerissen. War es doch auch eine wohlberedete Schlussszene, als der junge Buchhalter Martha, der Mäntelnäherin, die Hand drückte, sie an sich zog und sprach: „Und jetzt — was auch kommen möge — wir bleiben zusammen fürs Leben!“ Zweimal mußte der Vorhang in die Höhe gehen.

Vene drückte ihrem Bräutigam verstohlen die Hand. Und Peter flüsterte ihr zu:

„Jetzt haben wir gewonnenes Spiel, das andre zündet sicher.“

Und im großen und ganzen hatte er recht. Von einigen Längen abgesehen, die etwas ermüdeten, fesselte die Handlung bis zum Schluß, wo der Buchhalter seiner Geliebten, die ihn verraten hatte und eine elegante Dame geworden war, das Messer ins Herz stieß. Es war schaurig, aber es packte. Man war ergriffen, man weinte, klatschte, rief den Verfasser. Und er kam, ein wenig schüchtern sich auf den Brettern bewegend. Die „Gelbin“ zog ihn vor ans Licht der Lampen, und er verbeugte sich vor der Beifall spendenden Menge.

Auf dem Weg zur Garderobe hörte Peter heftiges Schluchzen neben sich. Er sah sich um und erblickte ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das herzzerbrechend weinte. Das ist auch eine Kritik, dachte Peter stolz. Die Kleine that ihm ordentlich leid, daß sie um seinetwillen so weinte! Das Schicksal jener Martha, — ob es ihr deshalb so zu Herzen ging, weil sie eine Freundin, eine Schwester hatte, der ein ähnliches Los



In der Schenke. Nach dem Gemälde von F. Corriani.

zu teil geworden? Oder ob sie in diesem Lose das ihrige angstvoll vorherjah? . . .

Auf der Straße sagte ein Schauspieler Peter voraus, das Stück werde fünfzigmal gegeben werden. Seine Freunde und Venes Verwandten wünschten ihm Glück. Und miteinander gingen sie noch in ein Bierhaus, um das Ereignis zu „begießen“. Mehrfach wurden von den Bekannten Urteile aus dem Zuschauerkreise wiedergegeben, günstige, aber auch ungünstige. Einer hatte mißmutig gesagt: „Das ist ja immer daselbe!“ Peter legte kein Gewicht darauf. Ein junges Mädchen aber hatte geäußert: „Es ist ja noch ein Anfänger, aber das wird mal was Großes!“ Ein Urteil aus unverbildetem Munde, dachte Peter. Und es kam ihm so der Gedanke, daß einst, wenn man über dieses sein Werk in der Litteraturgeschichte etwas schreiben würde, das Urteil des jungen Mädchens nicht fehlen dürfe. Er hörte noch manches mit an, aber an diese Worte mußte er stets von neuem denken.

Wenn Frau Malwine Krümelbier selbstzufrieden erwähnte, Peter sei nun sehr hübsch eingeführt, und sie hoffe, er werde auch nun sein Teil dazu beitragen, die Verdienste seiner Freunde ins rechte Licht zu setzen, — oder wenn Frau Karoline Pappeler bemerkte: „Janz wie's in de Wirklichkeit is, der Laden mit die Tische und die Mamsells war doch zu täuschend,“ — oder wenn der Agent, Herr Krümelbier, sagte, seine Frau würde nun daraus einen fesselnden Roman mit mindestens fünfzig Fortsetzungen gemacht haben, — oder wenn schließlich Venes Mutter etwas unzufrieden die Worte in die Unterhaltung warf: „Aber doch machen mußt' er ihr nich!“ — so ging das alles an Peter ziemlich eindrucklos vorüber, während er still für sich die Worte wiederholte: „Das wird mal was Großes!“ Er hätte das Mädchen dafür küssen mögen, — ganz gleich, ob sie häßlich war.

Wenn er schweigsam war, Vene war es auch. Es hatte gefallen, ja, das sagte sie sich immerzu, und es hatte auch sie selbst mitgerissen, und doch, wenn sie sonst wirkliche Theaterstücke gesehen hatte, so war das immer ganz anders gewesen. Nähere Rechenschaft konnte sie sich über diese Thatsache nicht geben.

Und in all dem Traumhaften die Prosa. Als Peter sich ein zweites Glas Bier bestellte, fiel es ihm plötzlich wieder ein, daß er nicht genug Geld hatte, um seine Zechen bezahlen zu können. Daß auch Vene nichts hatte, wußte er, es war alles für geschäftliche Besorgungen drauf gegangen. Die Aufforderung der Schauspieler, noch mit ihnen zusammen zu bleiben, hatte Peter darum auch ablehnen müssen. Er beschloß das auszuführen, was ihm schon im Theater durch den Kopf gegangen war, und er wartete nur auf den Augenblick, wo Herr Krümelbier, der Gatte der Dichterin, sich auf einen Augenblick zurückziehen würde. Im festen Vertrauen darauf, daß dieser Moment kommen werde, ließ er sich das zweite Glas Bier bringen. Seine Gedanken wurden jetzt gänzlich von dieser Angelegenheit in Beschlag genommen. Wenn nun Herr Krümelbier keine Neigung fühlte, sich zurückzuziehen? . . . Von einigen Seiten wurde schon zum Ausbruch gemahnt, Peter hat inständigst, man möge doch noch zusammenbleiben. Es sei so außerordentlich gemächlich. Und dabei sah er von Minute zu Minute finstler drein.

Gott sei Dank! Endlich entzog sich Herr Krümelbier auf einen Augenblick der Gesellschaft, und Peter folgte ihm wie sein Schatten. Wesentlich heiterer kehrte er nach einigen Minuten zurück.

Als es dann ans Bezahlen ging, wühlte Peter mit den Fingern in seiner Geldtasche umher und that, als ob er unentschlossen sei, welche Münze er ergreifen solle. Wie ein Mann, der über Gold und Silber nach Belieben verfügt, reichte er dann das Dreimarkstück, das er sich von Herrn Krümelbier geliehen, dem Kellner hin. „So berührt sich das Erhabene mit dem gemein Alltäglichen!“ dachte Peter.

Die Besprechungen der Zeitungen waren im allgemeinen günstig; die großen Blätter berichteten zwar über das Volkstheater nicht, doch immerhin waren etwa die Vertreter von einem Duzend Zeitungen zugegen gewesen. Sie stellten die beifällige Aufnahme fest, einige sprachen auch von dem Talent des Verfassers, seiner kräftigen Sprache, seiner Beobachtungsgabe. Manche tadelten auch. Das Stück sei kein Drama, sondern ein Zeitartikelf, schrieb einer, ein anderer: es gehe in der Wirklichkeit doch anders zu.

„Nun ja,“ dachte Peter, „diese Leute sind gegen die Tendenz des Stückes, fühlen sich womöglich getroffen.“ . . . Diejenigen Kritiker aber, die günstig geurteilt hatten, als voreingenommen für die Tendenz hinzustellen, fiel Peter nicht ein. Ein Blatt sagte: „Was einen gewissen Erfolg im Stück hatte, war der für das Publikum jener Vorstadtbühne interessante Stoff; daraus, daß es dem Verfasser gelungen ist, einmal einen passenden Stoff zu ergreifen, folgt aber noch nicht, daß er Talent hat.“ Ein anderer meinte dagegen: „Mit dem Scharfblick des Dichters weiß der

Verfasser die Charaktere zu schildern. Daß er sein Ziel erreichen wird, ist keine Frage.“ Immer wieder überlas Peter diese Zeilen, während er die ungünstigeren Berichte schnell beiseite legte.

Peter lebte nun in holden Zukunftsvorstellungen dahin. Er hatte seiner Meinung nach die ersten Stufen der Leiter erklimmt, die ihn über kurz oder lang zu Ruhm und Reichtum führen mußte.

Einstweilen waren die Erfolge, in gemeinem Gelde ausgedrückt, allerdings gering, das Volkstheater zahlte nur bescheidenes Honorar, wenn es auch das Stück ziemlich häufig gab. Doch das war nebensächlich. Das nächste Stück würde Peter einer der ersten Berliner Bühnen einreichen. Sein Name hatte doch, wie er meinte, nun schon einen geachteten Klang. Man würde ihm gewiß auf alle Weise entgegenkommen. Bei der Uebersendung eines neuen Wertes wollte Peter jedenfalls unterzeichnen: „Peter Flott, Verfasser der „Mantel-näherin von Berlin.“

Und immer wieder — in einsamen Stunden oder im Gemüth der Straße oder an der Seite seiner Braut, früh beim Anbruch des Tages oder abends auf seinem Lager — klangen ihm die verheißungsvollen Worte in den Ohren nach: „Das wird mal was Großes! Das wird mal was Großes!“

17. Peter macht Hochzeit.

„Wie du's möglich machen willst, ich weiß es nich!“ sagte Frau Hefserich zu ihrer Tochter. „'ne Aussteuer kann ich dir nich mitgeben wie nur deine Wäsche und den Schrank von Majoni, die andern Sachen brauch' ich zum Vermieten, denn ich muß zusehn, wie ich durchkomme. . . Und Geld hab' ich nich mehr, das hab' ich ausgeben müssen nach Vaters Tod.“

Aber Vene sagte: „Laß nur, Muttechen, es wird schon gehen. Von Tante Pappeler krieg' ich ja auch noch die Kommode. Ein paar Möbel nehmen wir auf Abzahlung, und die Hochzeit machen wir ganz still.“

Frau Hefserich versann in Nachdenken. . . „Und dachte, mein einzigstes Kind würde mal 'ne recht weisevolle, schöne Hochzeit machen und hatt' mir auf Topfpflanzen ans Altar und 'n schönes Orchesterspiel schon so freudig die ganzen Jahre, — und nu so ohne Sang und Klang.“

Aber weigern that sich Frau Hefserich nun nicht mehr, denn ihr Schwiegerohn war ja — was ihr gar nicht in den Kopf wollte — nun ein berühmter Mann.

Peters Schwester kam aus Bernau und machte Venes Brautkleid, denn selbst durfte sie es nicht machen, „so viel Stiche, so viel Thränen.“

Ohne daß die Mutter es sah, half sie aber doch ein wenig. Sie teilte dem Aberglauben nicht. Wie kam es aber, daß trotzdem beim Nähen mehr als einmal ein merkwürdiges Gefühl der Angst sie überfiel? . . . Ihr war, als näh sie Unheil in ihr weißes Hochzeitsgewand hinein, als stände das Schicksal drohend über ihr.

Die lustige Grete schwächte der Schwägerin dann wohl die Sorgen fort. Sie war ein kleines, rundes Persönchen, die blauen, lebhaften Augen ähnelten denen Peters, nur war der Ausdruck anders, sie blickte immer gleichsam erstaunt in die Welt. Die braunen Haare waren lockig, und ein bis zwei Strähnen lösten sich gewöhnlich aus der Frisur und fielen über die Stirn oder standen herausfordernd nach seitwärts ab. Alles in der Welt kam Grete so wunderbar vor, daß sie fast fortwährend lachte. Wenn's nach ihren Worten ging, konnte sie alles, aber bei Licht besehen war nicht viel dahinter. Hatte sie irgend etwas zusammenzunähen, so wurde es sicher schief, und sollte etwas besonders gut halten, so hatte sie es gewiß „mit heißer Nadel“ genäht. So war Vene eigentlich schon dadurch genötigt, mit anzugreifen, Grete allein hätte, trotzdem sie Schneider „gelernt“ hatte, das Kleid nie richtig zu stande gebracht. —

Als der kleine Möbelwagen mit den Sachen des jungen Paares vorfuhr, stand Frau Grauslich oben am Fenster. Schleunig begab sie sich nach unten, wo sie ihre Aufwärterin, Frau Lehmann, schon traf. Da kam der alte Kleiderschrank von Mahagoni, den Venes Eltern sich vor zwanzig Jahren angeschafft hatten, da kam die noch ältere Kommode von Frau Pappeler, dann Venes eiserne Bettstelle und allerdings eine ganz neue Kienene, die man auf Abzahlung genommen hatte. O, und das war ja noch nicht alles! Zwei Stühle aus der Wirtschaft von Frau Hefserich, neu geflochten, ein Küchenschemel, in frischer Delfarbe prangend, von der Pappeler, ein Spiegel, den Vene alt gekauft hatte, — wohl das Glanzstück der Einrichtung, denn er war einen Meter lang, besaß ein gutes Glas und oben eine Schnitzarbeit, die augenblicklich zwar abgebrochen war, aber leicht wieder angekleimt werden konnte. Ein neuer Tisch mit Wachstuchüberzug, gleichfalls auf Abzahlung genommen, ein eisernes Gestell, das mit Hilfe einer Decke zu einem „Sofa“ umgewandelt werden

solte, ein paar ältere Tische, Kisten und einige Kleinigkeiten folgten. Um die Ausgabe für Besen, Handfeger und dergleichen zu sparen, waren die abgebrauchten von Frau Hefserich einstweilen übernommen.

Schnell genug war das geringe Gerät in der Wohnung, wo Peter schon wartete, untergebracht. Erstaunt sah Frau Grauslich ihre Aufwärterin an. „Ob das alles war?“

Frau Lehmann verzog das Gesicht zu einem Lächeln, das halb Mitleid, halb Geringschätzung ausdrückte. Dann sagte sie mit ihrer hohen, fast immer weinerlich klingenden Stimme: „Scheint ja so, Frau Grauslich.“

In diesem Augenblick wurden die Besen vorübergetragen. Der Mann, der sie trug, lächelte die beiden Frauen an. „'n bißten laßköppig sind se schon,“ meinte er.

Frau Grauslich machte ihr bösestes Gesicht. „Das scheint mir ja 'ne nette Gesellschaft zu sein,“ sagte sie mit harter Stimme zu Frau Lehmann.

Und diese fügte hinzu: „Ach Gott, Frau Grauslich, das dürften Sie doch gar nicht dulden, Sie haben ja nicht mal Sicherheit für die Miete.“

„Na gehn Sie nur, Frau Lehmann, ich werde schon mit den Leuten fertig werden.“

Die Wirtin trat durch die noch aufstehende Thür der kleinen Wohnung. Es gelang ihr auch diesmal, ihr Antlitz schnell zu verwandeln. „Guten Tag, mein Herr! Nun? Schon alle Sachen da?“ fragte sie mit freundlichstem Lächeln.

Es war Peter nicht angenehm, daß die Frau die ärmlichen Gegenstände so in der Nähe und ungeordnet — also gewissermaßen in ihrer ganzen Nacktheit — in Augenschein nahm. Denn er bemerkte wohl, wie schnell sie ihre Augen über den ganzen Kram hinschweifen ließ. Wenn alles erst an seinem Platz stand, wenn sich Gardinen an den Fenstern, Bilder an den Wänden, Decken auf den Tischen befanden und das eiserne Gestell erst in das „Sofa“ umgewandelt war, mußte sich ja alles viel freundlicher anlassen. Peter überhob sich seiner Verlegenheit durch eine Lüge. „Die andern Sachen kommen später,“ bemerkte er leicht hin. Und in der That hatte er ja auch die Absicht, sich, sobald es anging, noch einiges an Möbeln anzuschaffen.

„So, so!“ machte Frau Grauslich. Sie fühlte nun doch etwas Erleichterung, und nach einigen Worten über das Wetter, das „Fräulein Braut“ und die „reizende Wohnung“ empfahl sie sich.

Bald darauf kam Vene, und es ging ans Eintragen. Es dauerte wirklich nicht lange, da sah die Wohnung ganz manierlich aus, Weiße Tüllgardinen und Rouleaux an den Fenstern, die Möbel an Ort und Stelle gerückt, einige Bilder an den Wänden.

Eine grüne Friesbede — Venes Vater hatte sie früher als Bettdecke benutzt, und noch früher war sie Vorhang in einer „herrschastlichen“ Einrichtung gewesen — war über das eiserne, gepolsterte Gestell gebreitet, dieses selbst quer vor die Ecke gerückt, um zu füllen. In der Ecke selbst waren zwei Kisten, eine größere und eine kleinere, aufeinander gestellt und mit einem abgeschnittenen Stück der Friesbede möglichst glatt bespannt. Dieses rätselhafte Möbel wurde mit einigen Photographierahmen, die Bilder von Verwandten enthielten, und einigen Büchern bestückt. Die Kommode von Frau Pappeler war auf der Platte ein wenig vom Wurm zerfressen, daher war sie mit einer roten Ripsbede gefällig bedeckt. Da aber auch diese rote Ripsbede einige Altersflecke besaß, die nicht mehr herausgingen, so traf es sich gut, daß man hierauf den Rest von Peters Bibliothek aufstellen konnte, bestehend in Schillers Werken, einigen Bänden der Universalbibliothek, einer Bibel, einer Litteraturgeschichte, geschichtlichen Leitfäden von der Schulzeit her, Goethes Gedichten und einem Werke: „Das Buch, oder die Kunst, ein anerkannter Schriftsteller zu werden.“ Vene that einige Schulprämien, die sie als Kind bekommen, dazu. Ueber der Kommode hing ein Bild Kaiser Wilhelms, das Peter einst von seinem Vater zu Weihnachten erhalten hatte, über dem „Sofa“ prangten zwei Kinderköpfe, nicht übler Quedrud in einfachen Goldrahmen, die Vene einst in einer Lotterie gewonnen. Der Spiegel machte sich zwischen den Fenstern auch nicht schlecht, nachdem die Schnitzerei kunstgerecht aufgesteckt war. Drunter stand einstweilen Venes Nähmaschine. In der Schlafstube die beiden Betten hintereinander an der Wand, mit sauberer Wäsche versehen, ein alter, als Waschgelegenheit hergerichteter Tisch und der frisch gestrichene Schemel von Tante Pappeler.

Ja, nun gertet Vene doch in Verlegenheit. Der Schemel war für die Küche bestimmt, die beiden einzigen Stühle standen natürlich in der Wohnstube. Doch man einigte sich schnell. Der Schemel wurde endgültig der Küche zuerteilt, in der im übrigen mehrere Bretter für Geschirr und Töpfe angebracht waren, und die beiden Stühle mußten des Abends von der Wohnstube in die Schlafstube wandern.

Was hätten sie denn auch des Nachts in der Wohnstube für einen Zweck gehabt? Es wäre geradezu eine Verschwendung gewesen, sich noch Stühle anzuschaffen!

Nichtsdestoweniger hätten beide diese Verschwendung gern begangen, aber die nötige Anzahlung für die Möbel hätte sonst nicht gereicht. War es ja doch so wie so schon äußerst knapp mit dem Gelde, — trotzdem sich Lene von einer Bekannten zwanzig Mark geborgt hatte.

„Was ist denn das noch für eine kleine Kiste?“ fragte Peter. Lene konnte keine Auskunft geben. Schnell wurde sie geöffnet. „Ah — die Uhr!“ rief Peter hocherfreut, „die hätten wir ja bald vergessen!“ Und eifrig begab er sich in die Wohnstube, um für die Uhr einen Platz zu suchen.

Mit der Uhr hatte es eine eigne Bewandnis. Es war eine alte Schwarzwälder Küchenuhr, deren Zifferblatt noch wohl erhalten war, deren Rückwand und Seitenteile Herr Hefserich allerdings durch Holz von Zigarrentistendeckeln ausgebeffert hatte. Diese Uhr besaß ihre Ketten und Gewichte noch vollständig, und bald tickte sie denn auch anheimelnd durchs Zimmer. Sie hatte nur einen Uebelstand: sie ging nicht. Die Zeiger waren nicht mehr fähig, sich herumzudrehen, — aus Altersschwäche, woraus ihnen kein Vorwurf gemacht werden konnte. Immerhin belebte die tickende Uhr das Wohnungsbild wesentlich, was Peter und Lene sich auch sehr zufrieden gestanden, als sie Arm in Arm auf dem „Sofa“ saßen.

Für den Tag der Trauung fürchtete man Regenwetter, als aber am Tage vorher Lene, den Fuß bewegend, erklärte, sie spüre nicht das mindeste, da war man guten Mutes.

Peter wachte in der neuen Wohnung, wo er die letzte Nacht als Junggeselle geschlafen hatte, ziemlich freudig auf, doch im Verlauf des Tages wurde er recht ernst, vor allem aber zerstreut.

Als er Lene abholen wollte, stand diese in ihrem Staat schon fertig da — eigentlich, so gestand er sich flüchtig, gefiel sie ihm in Alltagskleidern besser, so schön sie auch in ihrem weißen Kleid, mit Kranz und Schleier, aussah — er küßte sie, drückte ihr die Hände wieder und wieder und vergaß darüber ganz, daß seine Schwiegermutter anwesend war. Und doch stand sie in ihrem schwarzen Kleid, die in weißen Handschuhen steckenden Hände vor dem Leib gekreuzt, von der Tochter wohl frisiert, ohne Tuch um den Hals, schon bereit, um seinen Gruß zu empfangen. Sie war seit zwei Stunden fertig, seit einer Stunde hatte sie Handschuhe an. Mit festlicher Leidensmiene erwartete sie die Ansprache des Schwiegersohnes. Endlich erwachte er aus seiner stummen Zwiesprache mit seiner Braut. „Guten Tag, Mutter,“ sagte er und gab Frau Hefserich die Hand. Keinen Kuß, keine feierlichen Worte! Und sie hatte sich diesen Augenblick so erhaben vorgestellt!

Und noch ein andres unangenehmes Vorzeichen.

In der Sakristei erklärte Peter, den amtlichen Tauschein vergessen zu haben, er sah in alle Taschen, er fand ihn nicht. Wahrscheinlich steckte er im Mantel, den er bei Frau Hefserich gelassen. Grete fuhr zurück, doch als sie eben fort war, fand sich der Schein in einer vergessenen Tasche. Nun mußte auf Gretes Rückkehr, die indessen voller Verzweiflung alles in der Wohnung vergebens durchsuchte, gewartet werden. Und Frau Hefserich stand doch schon mit dem Taschentuch in der Hand bereit, Thränen der Rührung zu vergießen. Endlich langte Grete, wirkliche Thränen in den Augen — drei Haarsträhnen standen feierlich in die Luft — wieder an. Sie wurde beruhigt, und die heilige Handlung konnte beginnen.

Das junge Paar, das dort vor dem Geistlichen stand, war zwar erfüllt von Liebe zu einander, aber weder war aus Lenes Herzen die Sorge ganz gewichen, noch aus Peter das Gefühl der Verantwortung. So erreichte die Stimmung dieses Augenblicks bei weitem nicht die Höhe, von der beide früher geträumt hatten.

Peter wurde außerdem durch einen peinlichen Gedanken heherrschet. Es war ihm unmöglich gewesen, sich ein neues Paar Stiefel anzuschaffen, nicht einmal eine vollständig neue Besohlung der alten hatte er vornehmen lassen, die Sohlen waren gestickt, und die neuen Flecke stachen gegen die alte Sohle auffallend ab. Er sann nun während der Rede des Geistlichen mehrmals darüber nach, wie er beim Niederknien diesen Schaden vor den Besuchern der Kirche verbergen könne. Und doch blieb ihm schließlich nichts andres übrig, als die Sohlen in ihrer ganzen Breite den Leuten zuzuwenden.

Und während er sich noch hierüber unerfreulichen Betrachtungen hingab, sprach der Prediger den Segen.

In Frau Hefserichs Wohnung vereinigte man sich zu Kaffeeschmaus und warmem Abendbrot. Außer dem Verein „Wehmut“ — Frau Malwine Krümelbier war in ihrem Silaseidenen erschienen — hatte

sich nur noch eine Verwandte Frau Hefserichs und Peters Jugendfreund, Karl Ruppin, eingefunden. Er war ein kleiner, dicker Herr mit einer Brille über den wohlwollend blickenden Augen. Da die Examina ihm zu schwer gewesen waren, so war er nicht Arzt geworden, stand aber eben im Begriff, ein Heim für Nervenleidende mit Wasserbehandlung anzulegen.

Der Schweinebraten war gut, auch die roten Rüben waren äußerst wohlschmeckend. Wenn die Pappler — uneingedenk der ihr hier gespendeten Gastfreundschaft und der feierlichen Veranlassung des Mahles — ihrer Nachbarin, Frau Krümelbier, zustimmte:

„Der Braten ist nicht schlecht, aber man muß jute Zähne haben.“ — so lag diesem Ausspruch eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Aber Frau Hefserich kümmerte dies nicht.

„Man jut, daß der Braten nicht zu weich is,“ bemerkte sie zu einer Verwandten, die ihr draußen in der Küche half, „sonst schneid't er sich zu schnell weg.“

Als der erste Hunger gestillt war, erhob sich Fräulein von Segendorf — die nicht ohne ihre schwarzseidene Mantille gekommen war — und sprach: „Ich habe die werten Anwesenden darauf aufmerksam zu machen, daß eine Dame der Gesellschaft, nämlich unsere verehrte Freundin und Präsidentin des Vereins „Wehmut“, Frau Malwine Krümelbier, sich die Ehre geben wird, ein Gedicht vorzutragen.“

Die Dichterin erhob sich, ihr Silaseidenes rauschte, und sie begann:

„Ein Fest der Liebe und der Treue, Hochzeitscarmen, verfaßt und vorgetragen von — Malwine Krümelbier.“

Glücklich will der Mensch stets sein,
Weil er hat den Kummer,
Aber wenn der Tag vorbei,
Kommt der nächt'ge Schlummer,
Dann, Mensch, erwäge stets,
Wie du hältst den Schimmer,
Der schnell durch die Seele hebt,
Spricht, es sei nicht immer.“

Die Dichterin machte eine kleine Pause und sah sich um. Die Andacht der Zuhörenden zeigte ihr zu ihrer großen Befriedigung, daß man gesehelt war. Sie fuhr fort:

In den Schranken fliegt das Herz
Furchsam und behende,
Flöt und Schalmeigetön
Hier an dieser Wende.
Uebermut er bleibe fern,
Aber auch das Bangen,
Wenn's Euch einigermaßen geht,
Mehr könnt Ihr nicht verlangen.“

Man hörte verständnisinniges Lachen, beifällige Zwischenrufe.

Die Vortragende gab nun ihrem Gesicht jenen neckischen Ausdruck, der bei ihr auf kommenden Humor hindeutete, neigte den Kopf auf die rechte Seite und schloß mit folgenden Versen:

„Dies schrieb eine Dichterin
Für einen Dichter nieder,
Und vielleicht in spä'trer Zeit
Lezt Ihr es mal wieder,
Denket dann an diese Stund'
Bei dem Blatt Papiere,
Lezet auch den Namen dann —
Malwine Krümelbier!“

Dieser Schluß hatte einen großen Heiterkeitserfolg. Man klatschte und lachte.

„Zu nett!“ sagte Frau Hefserich. „Krümelbier!“ Und die Pappler wiederholte: „Malwine Krümelbier!“

„Ach, den letzten Vers noch mal!“ bat Frau Hefserich. Und die Dichterin sprach noch einmal: „Lezet auch den Namen dann — Malwine Krümelbier!“

„Reizend!“ rief die Brautmutter aus. „Lezet auch den Namen dann — Malwine Krümelbier!“

Und Herr Krümelbier wiegte das Haupt, als wolle er sagen: „Die Frau, — ich begreif's nicht!“

In der Droschke auf dem Wege nach der Steglitzer Straße sprachen Peter und Lene, aneinander gelehnt, von ihrer Zukunft. Peter meinte, sowie sie eine größere Summe beisammen hätten, müsse sie angelegt werden für ein sicheres Geschäft. Das beste von allem wäre doch wohl eine kleine Zeitschrift, eine Wochenschrift für alle Stände.

Peter entwickelte, wie er sich das Blatt dachte, auch einen Titel hatte er schon dafür. Aber die Kosten! Zehntausend Mark im Jahr!...

„Dabei fällt mir ein,“ sagte Lene und erhob ihren Kopf, „wieviel Geld haben wir noch?“

Peter zog das Portemonnaie und zählte beim Schein der vorübergleitenden Gaslaternen. „Viel nicht,“ sagte er dann. „Vier Mark dreißig.“

Und dann waren sie in ihrem Heim. Peter hatte die Lampe angezündet, — nun löschte er sie wieder, man könne von der Straße hereinsehen, meinte er, und das Laternenlicht leuchte genug.

Lene stand inmitten des Zimmers, und ihre weiße

Gestalt war im Halbdunkel deutlich zu erkennen. Die Schwarzwälder Uhr tickte, die Herzen hämmerten.

„Wie schön du bist!“ rief Peter bewundernd aus. „Wie ein Mensch gewordenes Gedicht, so schön bist du!“

Und die beiden jungen Menschen, in der Blüte ihres Lebens, zog es zu einander mit unwiderstehlicher Gewalt. Nie hatten sie so den Zauber tiefster Liebe zwischen Mann und Weib empfunden, all die höchste irdische und himmlische Glückseligkeit.

Peter faßte ihre Hände, und dann sank er in die Knie vor seinem jugendlichen Weibe. „Du Glück!“ stammelte er. „Du Glück!“ Er vermochte nichts mehr zu sagen, er barg den Kopf in den Falten ihres Kleides. Und sie beugte sich über ihn und küßte sein Haar. Wie ein Weihrauch war ihm dies. Der Gedanke an seine dichterischen Schöpfungen tauchte vor ihm auf, — flüchtig, in all dem Taumel. Hohes wollte er schaffen an dieser Stätte hier, — sie, seine Lebensgöttin, auch die Göttin seiner Dichtkunst...

Und er sah auf. Die blauen Augensterne winkten und zogen ihn empor. (Fortsetzung folgt.)

Das Münchner Haus auf der Zugspitze.

(Bild S. 109.)

Auf Deutschlands höchstem Berge, der imposanten, doppelgipfligen Zugspitze im Wettersteingebirge, hat die Sektion München des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins im Jahre 1897 mit einem Kostenaufwand von 36000 Mark ein Unterstufshaus erbaut. Das festgefügte und wohnlich eingerichtete kleine Gebäude wird bewirtschaftet und bietet den Touristen einen behaglichen Aufenthalt bei Tag und bei Nacht. In einem turmartigen Nebengebäude ist eine Wetterwarte eingerichtet, die am 19. Juli dieses Jahres feierlich eingeweiht und der königlich bayerischen Regierung vom Verein verträglich übergeben wurde. Deutschland hat mit diesem 2964 Meter hoch gelegenen Observatorium eine wichtige neue meteorologische Hochstation erster Ordnung erhalten.

Die Besteigung der Zugspitze ist heutzutage für einen rüstigen Fußgänger eine ohne besondere Schwierigkeiten auszuführende Partie, wenn er von Partenkirchen durch das Rainthal oder von Leutasch oder Ehrwald über das „Gatterl“ zur Knorrhütte, ungefähr zweieinhalb Stunden unter dem Gipfel gelegen, wandert, dort übernachtet und früh morgens zum Münchner Haus aufsteigt. Anstrengender sind die etwas kürzeren Anstiege von Ehrwald und vom Eibsee über die Wiener Neustädter Hütte im Oesterreichischen Schneefar, oder vom Höllenthal aus, direkt über die hier steil abstürzenden ungeheuren Felswände. Letztere ist die interessanteste, aber auch schwierigste Route; sie ist erleichtert worden durch eine vor wenigen Jahren auf dem Höllenthal-Anger ebenfalls von der rührigen Sektion München erhaltene Unterstufshütte und durch Steiganlagen (Eisenstifte, Drahtseile und dergleichen), ist aber trotz alledem nur berggeübten und schwindelfreien Personen zu empfehlen. Man gelangt auf diesem Wege zunächst auf den 2962 Meter hohen, vom Westgipfel durch eine Scharte getrennten Ostgipfel, von dem man das Münchner Haus in zehn bis fünfzehn Minuten dauernder Gratwanderung erreicht.

Das Eisenbahnunglück bei Hegne.

(Bilder S. 113.)

Dank dem musterhaften Betrieb der Eisenbahnen im Deutschen Reich gehören Eisenbahnunfälle zu den seltenen Vorkommnissen. Desto größerer Aufsehen mußte die am 29. August erfolgte Entgleisung eines Schnellzuges, die doch sonst mit besonderer Sorgfalt geleitet werden, nächst der Station Hegne zwischen Radolfzell und Konstanz erregen. Die Ursache ist amtlich noch nicht festgestellt. Die Entgleisung ist um so merkwürdiger, als sie auf einer völlig geraden Strecke der Bahn erfolgte. Die Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, daß der an sich lockere Bahnkörper in der Nähe des sumpfigen, von Schilf bewachsenen Seufers durch die letzten Regengüsse noch mehr unterweicht wurde. Der Wasserspiegel des Rheinhochwassers um fast einen Meter. Es verläutet, jene Strecke hätte nächstens ausgebeffert und mit neuen Schienen belegt werden sollen, die man schon zur Stelle geschafft hatte. Unter dem Drucke des schweren, mit zwei Lokomotiven bespannten Zugs scheint der Bahnkörper gewichen zu sein; ein Schienenbruch hat nicht stattgefunden, auch die Räder und Achsen sind unverfehrt geblieben. Die erste Lokomotive riß den Bahnkörper tief auf und wurde zur Seite geschleudert. Sie liegt rechts vom Bahndamm im Graben. Die ersten Wagen wurden links über die zweite Lokomotive, die sich in den Boden einbohrte, hinweggeschoben und arg zugerichtet. Die mittleren Wagen wurden völlig ineinander geschachtelt und teilweise zersplittert. Die letzten der etwa zwölf Wagen wurden nur leicht eingedrückt; der allerletzte blieb ziemlich unverfehrt stehen. Die alten Schienen und die eisernen Schwellen wurden wie Papier verbogen und gekrümmt, und der Bahnkörper wurde von den im saufenden Lauf entgleisenden Lokomotiven und Wagen so tief aufgewühlt, daß zu seiner Wiederherstellung etwa drei Tage nötig sein werden. Der Unglücksfall hat leider drei Menschen das Leben gekostet, und zehn erlitten Verletzungen.



Der Rehgerurturm.

Baudenkmale aus Ulms mittelalterlicher Befestigung.

Mit acht Original-Aufnahmen von E. Stiehner in Ulm.

Aus der Zeit der alten Reichsstädte, der hochinteressanten Blüteperiode mittelalterlicher Stadtkultur und -macht, hat das durch so manches Sprichwort bekannte Ulm sich bis in die Gegenwart einen großen Teil seiner interessanten Baudenkmale bewahrt. Einst eine mächtige Handelsstadt, ein großes Verkehrszentrum, der Hauptausgangspunkt der Donauschiffahrt nach Wien, hat die Stadt, welche durch ihre Eigenschaft als Festung in zahlreichen Kriegen Unglaubliches zu leiden hatte, ihre Lebenskraft und damit ihre alte Ueberlieferung stets bewahrt; sie hat sich, als eine der größten Garnisonen Süddeutschlands, entwickelt, soweit es die sie immer noch einschneidenden Festungswerke erlaubten; heute steht sie im Begriffe, diesen Ring zu durchbrechen und sich neuen Raum für die Entwicklung ihrer emporstrebenden Industrie zu schaffen.

Aber dies hindert nicht, ihren urwüchsigen mittelalterlichen Charakter treu zu wahren; nach außen, an der Peripherie, wird sich die neue Stadt zu industrieller Blüte entfalten; im Innern aber, in der sogenannten Altstadt, umgibt den Besucher nach wie vor das Gefühl, sich an einer Stätte von historisch hochinteressanter Vergangenheit zu befinden.

Scharf abgegrenzt ist die Linie, wo die alten Giebelhäuser aufhören, die engen und winkligen Gassen breiten, modernen Verkehrswegen Platz machen, wo die alten Patrizierhäuser ersetzt werden durch moderne Villen oder auch durch die unvermeidlichen Mietskasernen, und diese Linie ist es, welcher unsere Abbildungen entnommen sind. Es ist die Linie der sogenannten mittelalterlichen Befestigung.

Die Stadt Ulm, der es von ihrem Entstehen an beschieden war, eine Festungsstadt zu sein, hat eine

Reihe der verschiedensten Befestigungsanlagen erhalten, deren Ueberreste mehr oder weniger noch vorhanden sind. Die vielen Wandlungen der Befestigungssysteme, welche in Ulm von der Römerzeit bis zur Gegenwart so ziemlich alle zur Ausführung kamen, gestalten die Stadt in dieser Hinsicht zu einer der interessantesten Deutschlands.

Aus der alten römischen Kolonie entwickelte sich die Karolingische Pfalz und aus dieser wieder die sogenannte erste mittelalterliche Befestigung, welche die Hohenstaufenherzöge ausführen ließen und welche, dem damaligen Stile entsprechend, als die romanische Befestigung Ulms bezeichnet wird. Als späterhin das Geschlecht der Hohenstaufen auf den deutschen Kaiserthron kam, war Ulm öfters auf längere Zeit das kaiserliche Hoflager, und die Stadt genoss deshalb zahlreiche Privilegien. So weilten hier verschiedentlich die Kaiser Friedrich I. (Barbarossa), Friedrich II., sowie der letzte der Hohenstaufen, Konradin.

Der besonderen Fürsorge der Hohenstaufenkaiser, welche der Stadt auch große Gebiets-erweiterungen verschafften, verdankten die damaligen Befestigungen ihre Entstehung, und so wurde die zweite mittelalterliche oder gotische Befestigung ausgeführt, von welcher unsere Bilder einige noch erhaltene Bauten darstellen.

Der Ausbau dieser Festungswerke dauerte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts; sie bestehen aus starken und hohen Mauern, von Zinnen gekrönt, davor breite und tiefe Wassergräben oder auch eine zweite Mauer, so daß der sogenannte Zwinger, wie der Zwischenraum zwischen beiden Mauern genannt wurde, entsteht. Hohe Türme mit Erkern und sonstigen kleinen Anbauten unterbrechen die langen Linien dieser Mauern und schützen die unter ihnen hindurchführenden Thore.

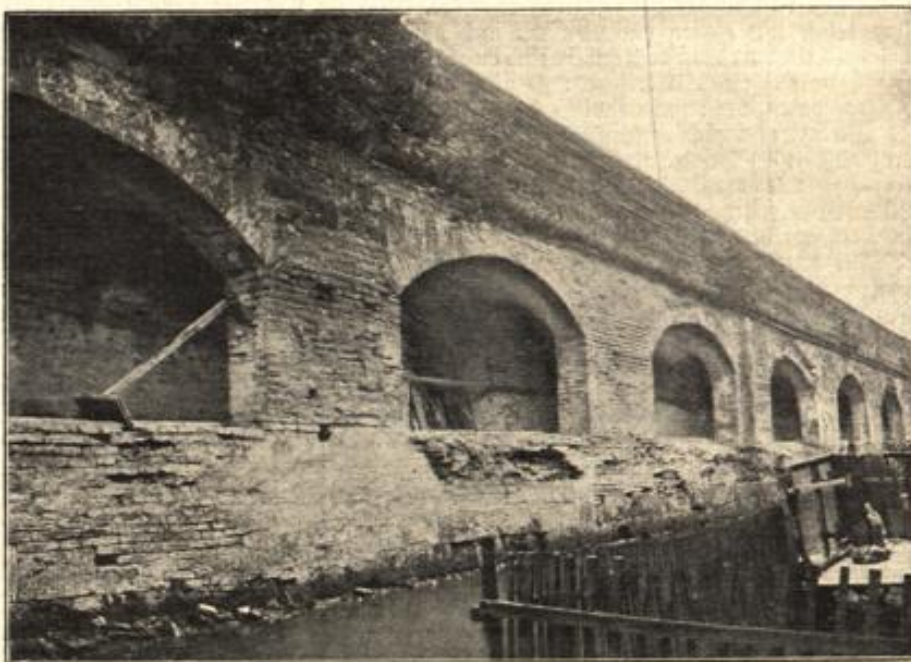
für Jahr ein Stück der mittelalterlichen Befestigung nach dem andern.

Am schmerzlichsten empfindet der Freund alter Architektur die Zerstörung der Türme und Thore, welche dem Ganzen einen landschaftlichen Reiz verliehen; von über dreißig starken Türmen mit Bollwerken und sonstigen Nebenanlagen sind nur noch drei erhalten.

Eines unserer Bilder zeigt die alte Südfront der mittelalterlichen Befestigung, welche die Donau als nassen Graben benutzte.

Im Lauf der Zeit hat sich das Bett der Donau durch Anschwemmung erheblich verändert, so daß jetzt die alte Stadtmauer nicht mehr vom Flusse bespült wird, sondern durch einen breiten Streifen Landes von ihm getrennt ist.

Hier steht einer der drei noch erhaltenen Türme, der „Rehgerurturm“.



Partie am Innern der alten Stadtmauer.

Im Lauf der Jahrhunderte hat er sich allmählich etwas geneigt, und es ist zu befürchten, daß dieser Umstand auch ihm einst das Leben kosten wird. Die Krone der Mauer bildet hier eine Promenade, einen der schönsten Spazierwege am Ufer der Donau.

Ein weiteres Bild zeigt uns einen Teil der Nordfront; hier ist der nasse Graben ausgefüllt worden, und an seiner Stelle erhebt sich eine breite Ringstraße mit schönen Anlagen. Ihr nördlicher Rand ist mit modernen Neubauten besetzt; der südliche zeigt noch die alte Mauer, welche hier mit kleinen Wohnungen gekrönt ist, den sogenannten Grabenhäuschen.

Diese Grabenhäuschen wurden Anfangs des 17. Jahrhunderts auf der ganzen Stadtmauer erbaut, um als „Soldaten-Losamenten“ die Garnisonssoldaten aufzunehmen, welche die Stadt Ulm in Anbetracht der kriegerischen Zeiten zur unmittelsamen Sicherung der Stadt hielt.

Weitere Bilder stellen den alten „Seelturm“, jetzt „Zündelthörle“ genannt, und den „Gänsturm“ dar. Einige interessante Partien zeigt uns

der Einfluß der Blau in die Stadt (siehe Bild) und eine Galerie in der Rückseite der alten Stadtmauer.

Dieser Art sind die hauptsächlichsten Ueberreste der Befestigungen einer längst vergangenen Zeit, einer der Hauptglanzperioden der alten Reichsstadt. Von den



Blick auf Ulm vom Gaisenberg aus.

Die Stürme mehrerer Jahrhunderte mit zahlreichen Belagerungen haben natürlich an diesen Werken gar vieles verändert. Schon zu Dürers Zeiten wurden wieder neue Werke vor den alten gebaut und die letzteren teilweise abgebrochen, und so verschwand Jahr



Bordfront mit Grabenplanzen.



Südfront entlang der Decon.



Eingang der Stadt in die Stadt.



Das Zinshaus.

Reste der Stadtmauer und Reste mittelalterlicher Befestigung.

Friedensbauten im Innern der Altstadt, welche aus jener Zeit stammen, ist auch noch manches Schöne und Interessante erhalten und wird hoffentlich erhalten bleiben, so daß das alte Alm seinen interessanten Charakter und seine sprichwörtliche Gemütlichkeit nicht verliert, auch wenn es sich einst zu einer modernen, großen Industriestadt entwickelt haben wird.



Der „Gänsturm“.

Ein alter Nimrod.

(Bild S. 124.)

„Es lebe, was auf Erden
Erobt ist in grüner Pracht,
Die Wälder und die Felder,
Der Jäger und die Jagd!“

Fallen einem nicht unwillkürlich diese Verse ein, wenn man in das wetterfeste, echt männliche und doch wieder so warmherzig blickende Gesicht des alten Jägersmannes sieht, der da auf rauhem Sitz ausruht von frohem Weidwerk, indes „Verdrit“, sein treuer Begleiter, den schönen Kopf schmeichelnd auf des Herrn Knie legt.

Wahrhaftig, wir vermögen es dem ergrauten Hubertusjäger nachzufühlen, wie wohl ihm die frische Birch gehen haben mag über Stoppelfelder oder durchs Tannengrün, und recht von Herzen wünschen wir ihm abendfrohe Heimkehr zu den Seinen und für manche Jahre noch „Weidmannsheil!“

Einiges vom Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von

Rechtsanwalt A. Häppel.

Der Fund.

Verloren wurde auf dem Wege vom Bahnhof zur Kirchgasse ein Brillantring. Abzugeben gegen gute Belohnung bei Ernst Weber, Kirchgasse 15 II. Also stand im Ker Moniteur, dem „Neuen Tagblatt“, zu lesen. Aber trotz des in die Augen fallenden Fettdruckes des Anfangswortes und des Wortes „Diamantring“ und trotz mehrmaligen Erscheinens des Inserates in jenem in der guten Stadt A am meisten gelesten Blatt wollte sich kein „redlicher“ Finder melden. War der Ring dem Unrechten in die Hände gefallen, oder war er in den belebten Straßen, die vom Bahnhof in die innere Stadt führen, in den Boden getreten worden? Er konnte überhaupt gar nicht weit vom Bahnhof verloren worden sein — denn entweder unmittelbar an dessen Ausgange oder doch noch auf dem Bahnhofplatz hatte Herr Weber, wie er sich erinnerte, die Handschuhe abgestreift, die ihm wegen der Hitze lästig geworden waren. Bei dieser Gelegenheit mußte es passiert sein. Auf dem Bahnhofplatz ist aber der regste Verkehr der ganzen Stadt. Schlechte Aussichten, den Ring, ein teures, väterliches Erbstück, wieder zu erlangen!

Und doch war der Ring bereits gefunden — und zwar, ehe jenes Inserat in der Zeitung erschienen war, und zum Glück nicht von einem „Unrechten“, sondern von einem ehrbaren Bürger der Stadt, dem Privatier Buchholz, wohlbestallten Schlächtermeister a. D. Von einem Besuche seiner in dem benachbarten J ver-

heirateten Tochter zurückkommend hatte er beim Verlassen des Bahnhofgebäudes am Fuße der von diesem herabführenden Treppentufen den Ring mit seinen feuerprühenden großen Steinen — fast so groß als der, welcher an seiner eignen fleischigen Rechte funkelte — auf dem Straßenpflaster in der Sonne glänzen sehen. So weit wäre es also ganz gut gewesen. Nun wollte es aber das Verhängnis, daß das „Neue Tagblatt“ von dem biederen Buchholz nicht gelesen wurde. Wie hätte er, der nun seit mehr als 25 Jahren „unentwegt“ zum Banner der Zentrumsparlei geschworen, es je über sich bringen sollen, ein liberales Blatt zu lesen! Sein Leitblatt war der Ker Anzeiger. Und in diesem zu inserieren — dazu war wieder Herr Weber, ein Liberaler „voll und ganz“, um keinen Preis zu bewegen. Es war das zwar nicht sehr praktisch, aber um so gefinnungstüchtiger. So kam es, daß weder Buchholz von dem Inserate Webers etwas erfuhr, noch dieser etwas von der Anzeige des Fundes, welche Buchholz im Anzeiger erscheinen ließ.

„Hast du denn den Fund schon bei der Polizei angemeldet?“ wurde Buchholz von seinem Vetter, dem Obersekretär Schreibfeder, gefragt, als nach acht Tagen sich noch niemand gemeldet hatte.

„Nein, noch nicht. Ich habe geglaubt, ich wolle zunächst einmal es mit einer Bekanntmachung in der Zeitung probieren, dann sei ja immer noch Zeit zu einer Anzeige bei der Polizei.“

„Du bist aber verpflichtet, wenn du eine verlorene Sache findest und an dich nimmst und du den Eigentümer nicht kennst oder dir sein Aufenthalt unbekannt ist, den Fund und die Umstände, welche für die Ermittlung des Empfangsberechtigten erheblich sein können, unverzüglich der Polizei anzuzeigen. Nur, wenn die Sache nicht mehr als drei Mark wert ist, bedarf es der Anzeige nicht.“

„Nun ja! Es wäre eben einfacher gewesen, wenn es ohne Polizei gegangen wäre. Jetzt werde ich die Anzeige schon besorgen.“

„Ich würde das aber an deiner Stelle sofort thun. Denn abgesehen davon, daß du, wie gesagt, dazu verpflichtet bist, würdest du unter Umständen, wenn du mit der Anzeige noch länger zögerst, einen ganz bestimmten Nachteil davon haben können. Angenommen, es würde sich jetzt, bevor du noch die Anzeige erstattet hast, der Eigentümer melden, so würdest du deinen Anspruch auf den Finderlohn verlustig gehen. Nicht nur nämlich, wenn der Fund auf Nachfrage verheimlicht wird, sondern auch, wenn der Finder die Anzeigepflicht verletzt, ist der Anspruch auf Finderlohn ausgeschlossen.“

„Ja — habe ich denn überhaupt einen Anspruch auf Finderlohn? Das ist doch dem Ermessen des andern überlassen!“

„Nicht doch! Der Finder ist gesetzlich berechtigt, von dem Eigentümer oder überhaupt dem Empfangsberechtigten der gefundenen Sache einen Finderlohn zu verlangen. Und zwar beträgt derselbe vom Werte der Sache bis zu 300 Mark fünf Prozent, vom Mehrwert ein Prozent, bei Tieren überhaupt ein Prozent. Hat die Sache nur für den Empfangsberechtigten einen Wert, so ist der Finderlohn nach billigem Ermessen zu bestimmen.“

„Was du sagst! Aber es hat doch neulich ein Bekannter von mir im Eisenbahncoupé eine Brieftasche mit 1000 Mark in Banknoten gefunden! Da war von einem Finderlohn keine Rede!“

„Ja — das ist etwas andres. Funde in Eisenbahnen, Postwagen oder Amtslökalen einer öffentlichen Behörde oder Verkehrsanstalt berechtigen nicht zum Finderlohn. Sie sind unverzüglich an die betreffende Behörde oder Verkehrsanstalt abzuliefern und werden, nachdem sie öffentlich bekannt gemacht worden, versteigert. Der Erlös wird dann an Stelle der Sache dem Eigentümer ausgehändigt, wenn sich solcher nachträglich noch meldet.“

„Und wenn sich überhaupt niemand meldet?“

„Dann fällt, wenn drei Jahre seit Ablauf der in der öffentlichen Bekanntmachung bestimmten Meldefrist verstrichen sind, der Versteigerungserlös an den Fiskus oder die Gemeinde oder die betreffende Verkehrsanstalt, je nachdem der Fund in einem staatlichen oder gemeindlichen Amtslökal oder in dem Bureau oder Beförderungsmittel einer Verkehrsanstalt gemacht worden ist.“

„Wie ist es aber hier in meinem Falle, wenn sich der Verlierer nicht meldet?“

„Mit Ablauf eines Jahres nach der Anzeige bei der Polizei würdest du dann Eigentümer des Ringes werden. Du siehst, daß du also schon deshalb — in deinem eignen Interesse — den Fund anzeigen mußt. Nur bei Sachen, die nicht mehr als drei Mark wert sind, beginnt jene einjährige Frist mit dem Funde selbst, weil eben, wie gesagt, bei solchen Sachen es einer Anzeige überhaupt nicht bedarf.“

„Den Ring werde ich wohl bei der Polizei abliefern müssen?“

„Das kommt darauf an. Zunächst ist der Finder verpflichtet, die Sache aufzubewahren, außer bei leicht verderblichen Sachen oder bei solchen, deren Aufbewahrung mit unverhältnismäßigen Kosten verbunden, welche Sachen öffentlich zu versteigern sind. Der Finder ist aber auch berechtigt, den Fund bei der Polizei abzuliefern, und er muß dies sogar thun, wenn die Polizeibehörde es anordnet.“

Noch am selben Tage lenkte Herr Buchholz seine Schritte zum Polizeiamt.

Wie es der Zufall wollte, hatte sich am gleichen Tag auch Weber endlich bemüht, die Behörde in Anspruch zu nehmen, nachdem seine Inserate in der Zeitung erfolglos geblieben waren. Auch ihm war ein gelindes Grauen vor jeder Berührung mit der Polizei angeboren, und hatte er dieses erst auf entschiedenes Zureden seiner Bekannten hin endlich zu besiegen gewußt. Buchholz hatte noch nicht lange das Polizeiamt verlassen, als Weber auf demselben erschien. Man kann sich seine Freude vorstellen, als er erfuhr, daß der Finder sich bereits gemeldet habe. Er beschrieb den Ring ganz genau: es war kein Zweifel, daß der gefundene Ring wirklich der seinige war.

„Nun — da können Sie von Glück sagen.“ meinte der Beamte, „das läuft nicht immer so gut ab.“

„Ja, ich weiß.“ entgegnete Weber, dem ein Stein vom Herzen gefallen war. „Ich habe mich auch schon darauf gefaßt gemacht, den Ring nicht mehr wiederzusehen.“

„Nun — jetzt wollen Sie ihn nur beim Finder abholen. Er befindet sich noch bei diesem in Verwahrung, da bei den Verhältnissen des Herrn Buchholz kein Grund bestand, die Ablieferung des Fundes anzuordnen. Natürlich müssen Sie aber dem Finder alle von ihm gemachten Aufwendungen, zum Beispiel Insertionskosten, ersetzen und ihm den gesetzlichen Finderlohn auszahlen. Eher braucht er Ihnen den Ring nicht herauszugeben. Der Finder hat an der gefundenen Sache ein Zurückbehaltungsrecht, bis er wegen seiner Ansprüche auf Finderlohn und Ersatz der Aufwendungen befriedigt ist.“

Weber hatte selbstverständlich nichts Eiligeres zu thun, als sich in die Wohnung des Buchholz zu begeben und sich diesem als Eigentümer des Ringes vorzustellen.

Auch Buchholz war erfreut über die rasche Abwicklung der Sache, hatte er doch gefürchtet, noch mehr Scherereien damit zu haben. Zunächst sollte aber doch noch eine Schwierigkeit erst zu beseitigen sein. Buchholz nämlich, von dem Grundsatz ausgehend, daß man auf ein Recht, das einem nun einmal zusteht, nie ohne weiteres verzichten solle, bestand auch auf Auszahlung des Finderlohnes. Weber konnte sich diesem Verlangen nicht widersetzen, gab aber als Wert des Ringes 200 Mark an, während ihn Buchholz, der Kenner zu sein behauptete, auf mindestens das Doppelte schätzte. Da nun vom Werte des Ringes die Höhe des Finderlohnes abhing, einigte man sich schließlich dahin, den Ring von einem Juwelier taxieren zu lassen.

Dies geschah. Der Juwelier schätzte den Ring auf 300 Mark. Weber war zwar keineswegs von der Richtigkeit dieser Schätzung überzeugt, doch wollte er wegen der geringfügigen Differenz die Sache nicht weiter treiben. Er zahlte also den sich nach der Schätzung ergebenden Finderlohn von 15 Mark an Buchholz aus, wogegen er von diesem den Ring in Empfang nahm.

Erst am andern Tag fiel es Buchholz ein, daß er ja seine Insertionskosten sich noch nicht hatte ersetzen lassen, die doch immerhin mehrere Mark betragen. Er sah gar keinen Grund ein, weshalb er diese dem Weber schenken solle. War es doch ohnehin von diesem nicht nobel gewesen, ihm vom Finderlohn etwas abzwacken zu wollen. Flugs setzte er sich an den Schreibtisch, um Weber zum Ersatz jener Kosten aufzufordern. Die Aufforderung blieb ohne Erfolg; Weber zeigte sich „gänzlich abgeneigt“. Auch er war seinerseits über Buchholz aufgebracht, nicht nur, weil dieser als wohlhabender Mann überhaupt auf dem Finderlohn bestanden, sondern noch mehr, weil er diesen in seiner Meinung nach übertriebener Höhe hatte zahlen müssen.

„Er soll sich nur an das halten, was er ohnehin schon zu viel bekommen hat“, meinte Weber abends an seinem Stammtische. Und als man ihm entgegnete, daß ja doch der Finder das Recht habe, alle Aufwendungen, die er behufs Ermittlung des Eigentümers mache, sich entschädigen zu lassen, ließ er sich nicht beirren: „Ach was! Wenn er noch etwas von mir will, soll er mich nur verklagen, dann werden wir schon sehen!“

Dies wollte denn auch Buchholz thun, als Woche um Woche verging, ohne daß Weber jener Zahlungsaufforderung Folge leistete, ja ohne daß er überhaupt auf den Brief antwortete. Er begab sich deshalb eines schönen Tages zu Gericht, um gegen Weber Klage zu stellen. Leider sollte er damit kein Glück haben.

„Wann haben Sie denn den Ring an Weber

ausgehändigt?" fragte ihn der Gerichtsschreiber, welcher die Klage zu Protokoll nehmen wollte.

"Es war am 5. vorigen Monats."

"Und heute ist bereits der Reute. Da sind Sie zu spät daran, mein Lieber! Solche Ansprüche des Finders wegen Auslagen für Verwahrung des Fundes oder Ermittlung des Eigentümers erlöschen, wenn seit Herausgabe des Fundes ein Monat verstrichen und der Anspruch nicht vorher gerichtlich geltend gemacht ist. Seien Sie nur froh, daß Sie sich wenigstens den Finderlohn gleich haben auszahlen lassen. Denn auch der Anspruch hierauf erlischt in einem Monat nach Aushändigung der Sache."

So hatte also Buchholz diesmal das Nachsehen.

Er konnte den Schaden leicht verschmerzen, seine Mittel erlaubten ihm das; er war aber doch sehr ärgerlich darüber.

"Das ist der Dank dafür, daß ich mich der Sache so angenommen habe," brummte er beim Verlassen des Gerichtsgebäudes vor sich hin. Und er hatte recht: Unbunt ist der Welt Lohn.

In der Schenke.

(Bild S. 116 und 117.)

Das malerische Torbole am Gardasee mußt du verlassen haben mit seinem Blick auf den Monte Cavallo und den Monte Baldo, und Desenzano mußt du links liegen lassen mit seinem Blick nach der österreichischen Grenze und der Dekoration des Monte Prione und des Fort Niccolo, und du bist in Vimone, der buntesten, jangesäulesten Ortschaft der Ufer.

Irgend ein Feiertag ist's, kein nordischer Feiertag mit Andachtsübungen und geschlossenen Fensterläden, sondern der Tag irgend eines südlichen Heiligen, der mit klippenden Guitarren, schwarzem Wein in stromumflachten Flaschen und Tanz und Sang gefeiert wird. O, über die Lust und Herrlichkeit in der größten Locanda des Ortes „al Granduca"! Buntgemusterte, schäbige, noch von ehemaliger Goldweberei glimmernde Teppiche sind als Draperie aufgehängt in dem großen Hofe mit der Olivenpresse. Denn die Olivenernte ist vorbei, oder vielmehr die „Olivenlese", wie wir sagen würden, und die Presse hat ihre Schuldigkeit gethan, und ihr Fest ist es eigentlich, das unter der Maske des Ortsheiligen gefeiert wird: die „heilige Olive", dieser Reichtum, diese Ernährerin des Ortes.

Auf diesem Feste zu erscheinen ist also nicht nur ein Vergnügen, es ist eine Art religiöse Pflicht, und die ganze Ortschaft ist gewissenhaft fromm und tummelt und lärmt da herum. Die alten reichen Olivengartenbesitzer machen ihr Spiel mit den Spadonarten oder schlagen den Takt der Musik und heben die Beine. Das Schanmädchen eilt mit einer Riesenschale Schwarzwein und mit Gläsern hin und her, sich wie eine Schlange durch die Gruppen windend, und ihr Kollega, der Kellner, hilft ihr, all die festfrohen Gäste zu bedienen. Und alles schwagt, und alles singt, und alles lacht, und alles lacht, sogar der kleine Pierino, der Kürbisdiel, der soeben von der Großmutter seine Ohrfeige erhält — und die Alte lacht auch dabei ... Da intoniert die Musik eben den „taice", und „il taice balleremo!" rufen zwei Bursche, und zwei Bursche stürzen in die Mitte eines rasch gebildeten Kreises und beginnen den Drehtanz. Der „taice" ist eine Abart dessen, was wir einen „Ländler" nennen, und dergleichen heißt dort in den Grenzländern „der Deutsche" und wird natürlich „il taice" (talische) ausgesprochen und von eingeseiften Italienern „forestiere" genannt. Und so geht's fort mit Tanz, Spiel und heimlichem Liebeswerben, bis die Sterne über dem Gardasee stehen in spiegelnder Pracht.

Lampe empfiehlt sich.

(Bild S. 124.)

Kantors „Dackel" ist eine im ganzen Dorfe bekannte, geachtete und beliebte Persönlichkeit. Seit Jahren ist er der unzertrennliche, treue Begleiter seines Herrn auf allen Spaziergängen und zu allen Festlichkeiten, selbst in die heiligen Hallen der Dorfschule ist er gewöhnt, ihm zu folgen und dort zu sitzen des „Kantors", wie die Jungen sagen, schlafend dem Unterricht beizuwohnen. Nur Sonntags, wenn der Herr Kantor die alte Orgel in der kleinen Dorfkirche spielt, muß Dackel, ganz wie die andern ohne Unterricht aufgewachsenen Dorfjünger, vor der Thür kehrt machen.

Er kennt jede und jeden im Dorf, wie alle ihn kennen. Mit gewichtiger Miene hat er schon manchen zukünftigen ABC-Schützen bei dessen erster Vorstellung beschnuppert; ernst strafenden Blickes, wenn sein Herr in der Schule Exekutionen vollzog, vergnüglich schmunzelnd und mit freundlichem Bedeln der Rute, wenn er Belobungen erteilte, hatte Dackel stets die Bemühungen des Kantors, den oder die zu entlassungsreifen Konfirmanden heranzubilden, beobachtet.

Dackel ist, wie sein Herr, schon recht alt und behäbig geworden, und so frei von allen hündischen Untugenden, daß sogar die Frau Pastorin, die geschworenste Feindin aller Hunde, ihn kürzlich abends im Garten gestreichelt haben soll.

Und nun steht den alten, braven Dackel an; hat ihn nicht richtig in seinen alten Tagen der Jagdteufel noch einmal gepackt, läuft er da nicht in Gottes hellem Abendsonnenschein seinem guten Herrn Kantor davon und wie

toll auf den Wald zu, daß seinem Herrn vor Staunen das Pfeifen vergeht?!

Das Jagdfever hat ihn ergriffen, als er Freund Lampe gewittert, der im Schatten der alten Eiche sich geduckt hatte, um, sobald die Luft rein, auf das nahe Rohlfeld zur Aesung zu rücken. Nicht wenig verdutzt sieht Lampe den kleinen, trummbeinigen Kerl kläffend auf sich zustürzen, denn er kennt ihn, ihn und seinen Herrn — wer sollte auch den Kantordackel nicht kennen —, er macht sein Männchen und äugt, als ginge ihn die Sache gar nichts an, ruhig nach dem Keuchenden und amüsiert sich königlich über das alte Krummbein, das ihm zu Leibe will. Recht boshaft läßt er ihn bis auf fünf Schritte herankommen, dann ein Ruck, ein Satz, und der ganz verblüffte Dackel sieht statt Lampes höhnischem Gesicht dessen noch höhnischere Rückseite einen Moment vor sich, dann ist Lampe im Dickicht verschwunden.

Da merkt unser wohlbeleibter Freund, daß es verlorenes Liebesmüß, in seinem Alter noch auf die Jagd gehen zu wollen; ernüchtert macht er kehrt und wandelt gesenkten Hauptes zu seinem Herrn zurück, mit einer dunkeln Ahnung, das Dackelstöckchen, dessen Tansen er stillvergnügt in der Schulküche so oft zugehört, könne am Ende noch auf seinem eignen werten Rücken heut Fasching und Kirchweih zugleich abhalten.

Nachtaube.

Eine Großstadtflitze

von

Max Sundtke.

Daß sie den Namen Nachtaube erhalten hatte, war niemand wunderbar; zu verwundern war nur, daß so viel Frohsinn und Herzensheiterkeit in einer so kleinen Gestalt Platz haben sollte. Denn sie war wirklich sehr klein, sehr zierlich, aber sonst von gutem Ebenmaß. Jeder, der das Mädel kannte — und das waren nicht wenig —, hatte es gern, nicht allein seiner steten Fröhlichkeit wegen, sondern auch sonst, wegen seines freundlichen, bescheidenen Wesens, seiner Anstelligkeit, seiner Intelligenz ... es war schwer, sich ein klares Bild davon zu machen, weshalb man sie gern hatte; aber es war niemand, der sie nicht gern hatte, abgesehen von jenen unsauberen Großstadtgewächsen, die ihre gierigen Polypenarme nach allem austrecken müssen, was vor ihren Augen Gnade findet, und die bei der Nachtaube eine herzerfreuende Abfertigung erhalten hatten.

Nachtaube war nämlich Kellnerin, aber nicht „auch so eine", sondern ein ehrliches, braves Mädchen, das sich's sauer werden ließ, um ein paar Groschen für die alten Tage zurückzulegen. Freilich merkte man's ihr nicht an, das Saure. Das war allemal fidel, kein Dackmäuser und kein Kopfhänger. Sie nahm einen kleinen Scherz nicht übel und wußte auch darauf zu antworten, wenn er in den Grenzen des Anstandes blieb; und wenn jemand — es konnte nur einer sein, der sie noch wenig kannte — einmal diese Grenze überschritt, dann wußte sie erst recht gut zu antworten, so daß jenem das Scherzen verging. Wie viel wurde sie um ihre sonnige Heiterkeit beneidet! Es mochte ja sein, daß ihr Leben von den großen Leiden, die andre zuweilen zerwühlen, verschont blieb, aber auch seine Freuden und Genüsse blieben in mehr als bescheidenen Grenzen. Es schien ihr genug an Glück und wert der Freude, da zu sein und das Sonnenlicht zu sehen. Eigentlich ist das zu viel gesagt; denn das Sonnenlicht sah sie höchstens morgens im Augenblicke des Aufstehens einmal von ihrem Dachkammerchen aus, sonst aber den ganzen Tag nicht mehr. Die Stätte ihres Wirkens war ein vielbesuchtes Volkslokal, eine sogenannte „echt bayrische Bierstube" der guten alten Zeit, das nur auf labyrinthischen finsternen Gängen zu erreichen war, in dem man zuweilen kaum die Hand vor Augen sehen konnte vor Tabaksqualm, und in dem ein Sonnenstrahl ein noch viel seltenerer Anblick war als ein leerer Stuhl. Das war Nachtaubes Welt, das hieß ihre Welt! Die Welt draußen sah sie kaum einmal einen Feiertag, und dieser Feiertag kehrte für sie alle Wochen einmal wieder. Das war ihr „großer Ausgehtag", auf den sie sich sechs Tage lang wie ein Kind freute, und mit dem sie nie etwas anzufangen wußte. Nachher wußte sie immer nicht, weshalb sie sich gefreut hatte, und dann freute sie sich wieder darüber, daß sie der Wahrheit wieder einmal ein Schnippchen geschlagen und sich gefreut hatte, „wo es doch gar nicht nötig war," wie sie sagte. Fünf Jahre schon hauste sie in ihrer Höhle, da man dem Gambrius von Kulmbach opferte ... wahrlich, es war eine Gottesgabe, ständig so frohen Sinnes zu sein! Ihr Lachen perlte so quellfrisch und stimmungserhellend hervor, daß man schon ein sehr verhärteter Hypochonder sein mußte, wenn einem nicht das Herz aufgehen sollte. Sie war auch sonst gar kein unübles Persönchen, und es hat viele gegeben, die bei sich im stillen dachten: Ja, wenn du einmal solche Frau fändest — da müchtest du schon die Lasten

der Ehe auf dich nehmen! Freilich, sie war ja „bloß" eine Kellnerin, und eine Kellnerin heiratet man nicht.

Aber es fand sich doch einer, der sich daran nicht stieß. Nicht, daß er größer dachte als die andern alle — o nein! Er war viel zu oberflächlich, um für dergleichen Bedenken empfänglich zu sein. Sie gefiel ihm, ihre gleichmäßige Fröhlichkeit behagte ihm, ihr unverdrossener Arbeitseifer ließ sie seinen Augen besonders wertvoll erscheinen. Und dann war noch ein Gedanke in ihm, vor dem er sich eigentlich schämte und den er vor sich selber verleugnete, der nichtsdestoweniger den Keim zum nachfolgenden Unheil in sich barg. „Du wirst ein bequemes Leben mit ihr haben," sagte er sich; „sie wird nicht launisch sein, sie wird anspruchslos sein, sie wird vor keiner Arbeit zurückschrecken, ja, sie wird, wenn es geboten erscheint, willig sein, die Last des Unterhalts der Familie auf ihre Schulter zu nehmen."

Er war seines Zeichens ein Maler, hatte auch wohl einiges Talent; allein seinem Leichtsinne und seiner Trägheit war es zuzuschreiben, daß er es nicht weiter als bis zum Schildermaler gebracht. Leuten, die ihn nicht kannten, band er den Vätern auf, ein berühmter und gesuchter Maler von Stilleben zu sein, und der Schalk hatte gewissermaßen recht dabei; aber er verhehlte ihnen, daß seine Stilleben sich auf Schinken, Würste, Bierflaschen, Semmeln und ähnliche Dinge beschränkten, die er den Fleischern, Bäckern, Gastwirten auf die Thürschilde malte. Im übrigen war er ein Mensch, den man gut leiden mochte, solange die Bekanntschaft eine flüchtige blieb; bei genauerem Zusehen verlor er. Sein Gesicht war eins von denen, bei welchen man im voraus weiß, daß sie den Frauen gefallen, wenigstens den Frauen, deren Geist keine Geschichte hat. Insofern ähnelte er der Nachtaube, als man ihn niemals traurig oder auch nur nachdenklich gesehen hatte. Ewig schien er zum Scherzen, zum Lachen aufgelegt. „Die passen beide zusammen," sagten die Stammgäste; aber es war wie alles, was die Leute sagen, recht thöricht. Nachtaube war fröhlich; ihre Heiterkeit kam aus dem Herzen; der Maler war nicht fröhlich, sondern lustig; seine Heiterkeit kam aus einem leichten, dem Ernst abholden Sinn; das war der Unterschied, und es war ein gar gewaltiger Unterschied. Aber die Leute merkten das nicht, und Nachtaube auch nicht. Oder vielleicht doch? Ihr Gefühl sträubte sich, den Anträgen des Malers Gehör zu geben; aber da kam der Verstand und setzte ihr auseinander, daß sie doch gar nichts gegen ihn habe, gar nichts gegen ihn haben könne; im Gegenteil, „er ist doch ein ganz patenter Mensch, mit dem man 'Staat machen' kann. Und dann ... er hat sein anständiges Auskommen, er ist kein Schwarzgalliger ... es wird ein ganz angenehmes Leben werden! Schließlich ... was blüht dir denn sonst? Ewig in diesem finsternen Loch unter zechenden Männern, in Bierdunst und Tabaksqualm aushalten und auf die paar Pfennige Trinkgeld spiken, die ihr der Gast gern oder weniger gern hinschob? Beneidenswert ist dieses Leben just nicht. Ach, sie sehnte sich schon lange nach einer reinen Atmosphäre, nach einem Leben, das einen höheren Inhalt für sie hatte als den, Gäste mit Bier oder Federknödeln zu versehen. Ueberdies kam sie in die Jahre, in denen alles in ihr nach Erlösung und nach Bethätigung schrie. Manchmal, wenn sie in der zweiten Hälfte der Nacht oben in dem kalten Kammerchen lag, durch welches der Wind von den kleinen, klappernden Dachfenstern über ihr Bett hinstrich, kam es über sie wie geheime Angst vor dem Leeren, Unausgefüllten, ein dumpfes Grauen vor dem Alter, das keine Früchte reifen läßt, weil der Lenz mit seinen Blüten an ihr vorübergegangen war.

So griff die Nachtaube zu und wurde Frau Leuthold. Sie holte ihr Geld von der Sparkasse; es war dazu bestimmt, den Handwerker selbständig zu machen; aus dem Maler wurde ein Malermeister. Im übrigen aber blieb alles beim alten. Er blieb der lustige Bruder und mußte lustige Gesellschaft haben. Das ist auch ein klassischer Unterschied zwischen den beiden Naturen, wie sie Nachtaube und Leuthold darstellten: Die Fröhlichkeit flattert nicht aus; sie will sich sammeln und trägt ihre Schätze in das Haus hinein; die Lustigkeit aber drängt hinaus und will von der Stille nichts wissen. Er bemühte sich bald nicht mehr, seiner Nachtaube ihre feine Kunst zu bewahren, und war dann enttäuscht, wenn er aus lustiger Kumpanei nach Hause kam, die erhoffte Fröhlichkeit nicht mehr zu finden. Er glied einem Menschen, der sich an einem Feuer behaglich wärmt, ohne daran zu denken, dem Feuer Nahrung zu geben, und nun verdrossen ist, es erlöschen zu sehen.

Die Nachtaube vergaß immer mehr von ihren herzergreifenden Tönen, und je stiller sie wurde, desto unfreundlicher wurde Leuthold. Er empfand das Verstummen ihres Lachens als eine Benachteiligung; ihre Heiterkeit schien ihm etwas, auf das er durch Kauf Anspruch zu haben glaubte und das ihm jetzt vorenthalten wurde. „Zum Teufel!" knurrte er in sich

hinein, „wozu hab' ich sie geheiratet? War das alles es wert, eine Kellnerin zu heiraten?“ Und er fing an, den Nachdruck auf das Wort „Kellnerin“ zu legen und sich als den Märtyrer seiner Gutmütigkeit hinzustellen, obwohl es ihm schwer geworden wäre zu sagen, worin seine Märtyrerschaft eigentlich bestand. Lachtaube war das fleißigste, rastloseste, sauberste, umsichtigste und sorglichste Weibchen, das er sich denken konnte. Anspruchslos und unverdrossen, immer scheinbar zufrieden, launenlos und geduldig... es hätte alles nicht besser sein können, als es war; aber das Lachen freilich hatte sie mehr und mehr verlernt. Er hatte es systematisch in ihr erstickt.

Anfänglich besaß Leuthold noch so viel unbewußte Scham, daß er seine Selbstbedauerungen für sich behielt, späterhin ward er immer rücksichtsloser, und die Brutalität seines Wesens trat immer deutlicher hervor, er sagte es ihr mit dünnen Worten ins Gesicht und ließ es sie an jedem Tage fühlen, was er dachte. Das erste Mal traf es sie wie ein Peitschenhieb; es war der Todesstoß für den letzten Rest des Frohsinns, den sie sich bis dahin gerettet hatte. Das Kind, das nach fast dreijähriger Ehe erschien, brachte eine entgegengesetzte Wirkung auf ihn hervor, als man gemeinlich annimmt. „Wer soll denn das Geblöke mit anhören?“ schalt er und nahm es zum Vorwand, noch weniger zu Hause zu sein als sonst. Vielleicht auch war es die unbehagliche Empfindung, die ihn beschlich, wenn er sah, wie dieses in seiner Art vollkommene Weib, dessen reiche Seele zu erschließen er nicht vermocht noch gewollt hatte, rücksichtslos und mit sichtlichem Wohlgefühl in dem Kinde aufging, und mit ihm seine frühere Heiterkeit, sein Lachen und Scherzen wiedersand. Der Groll fing an, in seinem Gemüt zu freisen.

Hatte ihn schon anfangs das stolze Gefühl seiner beruflichen Selbstständigkeit und das Ungewohnte, Geld in den Fingern zu haben, aus der ohnehin schon wenig festen Schranke geworfen, so ging ihm jetzt vollends aller Halt verloren. Immer tiefer geriet er in die Bummelerei, und das Geschäft, das am Anfange sich leidlich machte, begann rückwärts zu gehen. Einen Gehilfen nach dem andern mußte er entlassen, bis er selber



Ein alter Nimrod.

seine Entlassung als Meister geben mußte. Der Gerichtsvollzieher wurde ein ständiger Besucher. Leuthold kam den ganzen Tag nicht nach Hause, wenn er eine Zustellung, einen Zahlungsbefehl oder eine Pfändung im Anzuge wußte, und überließ die Aufregungen seiner

Frau. Er ging jetzt wieder als Malergehilfe. Aber er war das Bummelleben gewöhnt und konnte sich weder dem Willen der Meister, noch den Anforderungen der Ordnung und Pünktlichkeit mehr fügen. In kurzer Zeit war er von einem halben Dutzend Meistern abgelohnt worden. Er fand überhaupt keine Arbeit mehr, auch nicht einmal als Lärcher. Nun ging es rasend schnell abwärts, nicht materiell, denn in dieser Hinsicht hatte er bereits den tiefsten Stand erreicht, wohl aber moralisch. Seine Brutalität gegen Frau und Kind kannte bald keine Grenze mehr und blieb nicht auf Lebensarten beschränkt. Der Zustand der Trunkenheit oder des viehischen Stumpfsinnes, der jenem folgt, war längst sein Normalzustand geworden. Unfähig waren die Leiden des jungen Weibes und des Kindes, auf das er einen besonderen Haß geworfen zu haben schien. Dieser „unnütze Freßer“, wie er es bezeichnete, war ihm zur Last, obwohl er längst überhaupt keine Last für den Unterhalt der Familie mehr trug. Lachtaube — ach, die arme Lachtaube! — hatte sich auf das Wäscheplättchen gelegt, um wenigstens das Notwendigste zu beschaffen; aber auch das mußte sie aufgeben, da Leuthold einmal ihre Abwesenheit benutzte, um einen Wäschevorrat, der ihr übergeben worden war, zu verheizen — ihm war das Kleingeld für Schnaps ausgegangen! Was nun? Da fiel das Wort aus seinem Munde, das ihn schon so lange erfüllte: „Du bist doch nichts weiter als eine Kellnerin; warum sorgst du nicht für dein Kind? Du kannst ja Geld genug verdienen; warum thust du's nicht? Ist dir das jetzt nicht mehr gut genug? Freilich, hast dich ja nur heiraten lassen, um einen guten Tag zu leben!“ Aber es kam noch viel brutaler und gemeiner heraus.

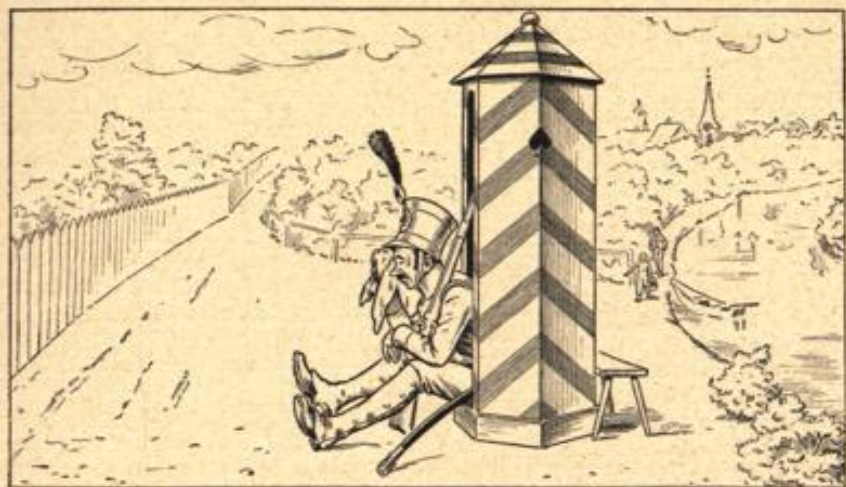
Daß sie aber daran noch gar nicht gedacht hatte! Gab es etwas Selbstverständlicheres für sie als das? Und dann würden doch einmal die Roheiten über den unnützen Freßer aufhören. Sie ging also wieder „bedienen“, als sogenannte Aushilfe, um ehemalige Kolleginnen an ihren freien Tagen zu vertreten und Sonnabends und Sonntags, wenn der größere Verkehr in einigen Lokalen eine umfangreichere Bedienung nötig machte. Aber wenn sie gehofft hatte, etwas für sich oder ihre Anni schaffen zu können, oder auch nur



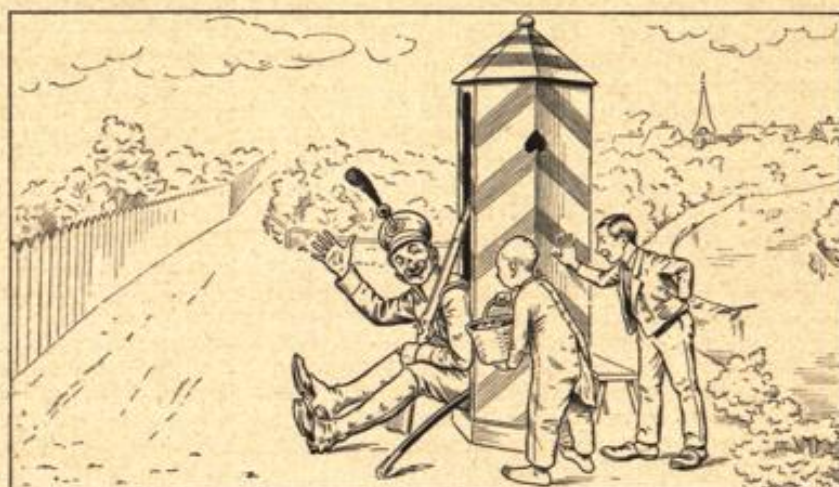
Lampe empfiehlt sich. Nach dem Gemälde von Otto Grasshey.

Wie der Huber als Wächtposten zu einem Bade kam. Ein Bürgerwehr-Abenteuer aus der guten alten Zeit.

Originalzeichnungen von F. Zofe.



Der Huber heute Schildwach' hält an kühlen Bades Rande
Und seufzt: „Wie wohl wär' jetzt ein Bad bei diesem Sonnenbrande!
Doch wenn der Hauptmann wäht', daß ich verlassen meinen Posten,
Wär' ich verloren, — ja, es könnt' sogar mein Leben kosten.“



Indes er sinnet so und schwärzt bei lästiger Glut und Hitze,
Erscheinen mit dem Besperdrot der Franzl und der Frihe.
Der Huber sieht's und ruft: „Herrje! Da sind ja meine Sprossen, —
Jetzt kann ich ausfüh'n die Idee ganz led und unverdrossen!“



„Hört, Kinder,“ mahnt der Vater schlau, „ihr müßt mir jetzt aufpassen,
Daß nicht vorbei der Hauptmann käm' und mich am End' thät' lassen,
Dieweil ich jeho mich entleid' und in des Bächleins Fluten
Ein wenig bade, — nicht zu lang, denn ich muß mich wohl spaten.“



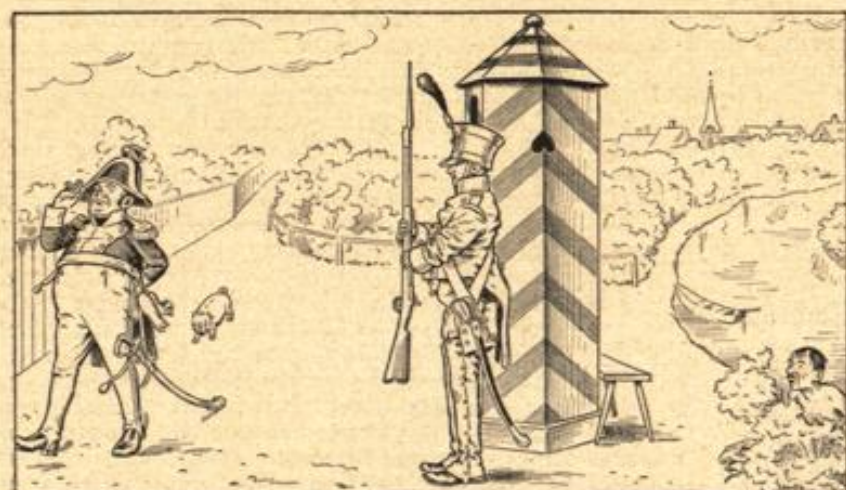
Gesagt, gethan; der Huber schwelgt im Kühlen seiner Glieder,
Indes der Franzl und der Frihe erschrecken auf und nieder
Die ganze Gegend rechts und links. Auf einmal ruft der Frihe:
„Dort naht der Hauptmann, seh' ich recht, — der Herrgott uns beschütze!“



Kein Zweifel mehr, der Hauptmann ist's! Dem Franzl, bleich vor Schrecken,
Das Herzchen in die Hosen fällt, er mücht' sich gleich verhedden,
Doch Frihe raunt dem Franzl zu: „Bleib hier, wir müssen zeigen,
Daß Hubers Kindern, die wir sind, Soldatenblut ist eigen!“



Und flugs nimmt Franz auf Frihe's Rat des Vaters Rod, den Regen,
Den Iskalo auch und ist nicht mehr wie ehemals verlegen;
Der kluge Frihe jedoch noch schlürft geschwind in die Gamschen, —
Nun, Huber, was jetzt weiter kommt, das wird dich überraschen!



Franz setzt auf Frihe sich hudepod und thut so präsentieren, —
Der Vater späht vom Ufer aus, entsetzt, auf allen viere;
Der Hauptmann aber, danksend bloß, geht ruhig seiner Wege, —
Er kümmert sich um derlei nicht, und ist nur mehr Strategie.



Bereitet ist das Vaterland! Der Huber that voll Freuden
Die allgerühmte Järllichkeit an Frihe und Franz vergeuden;
Der Ehre Rettung macht ihn stolz, — der Umstand doch nicht minder,
Daß Gott ihm gab den Franz und Frihe, solch ehrenwerte Kinder!

Frieden im Hause zu haben, so hatte sie sich getäuscht. Leuthold hatte es jetzt ein für allemal aufgegeben, in seinem Beruf Arbeit zu suchen. Wenn es der Zufall zuweilen gab, nahm er kurze Dienste als Gelegenheitsmarkthelfer; das gab der Zufall aber sehr selten, denn Leuthold brauchte ihn nicht. Er hatte sich jetzt ganz auf die Bärenhaut gelegt und den heimlich und schamvoll genährten Traum seit seiner Werbung um die Lachtaube wahr gemacht... er ließ sich völlig von seiner Frau ernähren. Das hinderte ihn aber nicht, verächtlich von ihrer Arbeit zu sprechen, sie mit den häßlichsten Vorwürfen und Beleidigungen zu überhäufen und den Eifersüchtigen zu spielen. Er hatte plötzlich seine Ehre entdeckt und gab sich den Anschein, als müßte er jeden Tag befürchten, sie von seinem gefinnungslosen Weibe mit Füßen getreten zu sehen.

Das alles trug die Schweregeprüfte mit wahrer Engelsgeduld, aber als sie eines Tages die erschütternde Wahrnehmung machte, daß er ihre Abwesenheit dazu benutzte, seine brutale Wut an dem Kinde auszulassen, da war es mit ihrer Selbstbeherrschung vorüber. Ihre heftigen Vorwürfe und seine bittere Verurteilung durch das Wesen, das er bereits völlig zu Boden getreten wähnte, reizten ihn bis zur Sinnlosigkeit. Mit rohen Fäusten argumentierte er gegen ihre Anklagen und schleifte sie an ihren Haaren durch die Wohnung, bis ihn ihr Hilfseschrei und das laute Weinen des Kindes bewog, abzulassen.

Am nächsten Tage fand Leuthold bei seiner Heimkehr die Wohnung leer. Lachtaube hatte die notwendigsten Möbel, Kleidungsstücke und Geräte an sich genommen und für sich und ihre Anni eine kleine Mansardenwohnung gemietet, um vor den Mißhandlungen des Mannes sicher zu sein. Aber es dauerte nicht lange, und Leuthold hatte sie ausgespäht. Seiner Aufforderung, zurückzukehren, setzte sie ihre Weigerung entgegen. Nur mit Not entging sie einer thätlichen Mißhandlung auf offener Straße. Jetzt hatte der Mensch die Dreistigkeit, die Hilfe des Gerichts gegen seine pflichtvergessene Frau anzurufen. Lachtaube erhielt einen gerichtlichen Rückkehrbefehl, welchem, da sie ihn nicht beachtete, ein zweiter folgte, der ihr eine mehrwöchentliche Gefängnisstrafe in Aussicht stellte, falls sie sich noch fürder der Erfüllung ihrer Pflichten entzöge. Was, hatte sie noch nicht genug der Pflichten erfüllt? Was verlangte man denn noch von ihr? Sollte sie ihr Kind und sich von dem Verkommenen totschlagen lassen?

In ihrer Verzweiflung setzt sie sich hin und legte dem Gericht in einem Schreiben ihre entsetzliche Lage dar. Aber was half's? Eine frühere Kellnerin? O, da sieht man ja gleich... Der arme Mann! Natürlich soll er nicht umsonst den Schutz der Geseze angerufen haben!

Lachtaube ließ sich einschüchtern und kehrte zurück, aber sie machte sich einen Rat zu nutze und erhob die Scheidungsklage. Traurige Monate kamen; aber sie vergingen und brachten ihr — die vollständigste Hoffnungslosigkeit! Ihr Antrag war als unbegründet zurückgewiesen worden. Kleine Thätlichkeiten des Mannes gegen die Frau gelten in „gewöhnlichen“ Kreisen nicht als Scheidungsgrund; lebensgefährliche Mißhandlungen waren noch nicht nachgewiesen, ebenso wenig ein Verschulden des Mannes an dem wirtschaftlichen Verfall der Familie. Im Namen des Gesezes mußte sie weiter dulden, obwohl sie nahe daran war, sittlich und körperlich zusammenzubrochen.

Eine grenzenlose Mutlosigkeit war über sie gekommen. Ihre Seele lag wie unter einem dumpfen Druck. Der Stumpfsein der Verzweiflung wurde ihr größter Wohltäter; er ließ sie einen Tag wie den anderen ertragen, das Furchtbarste erdulden, ohne dagegen aufzubegehren. Sie fühlte kaum noch, daß ihre Leiden täglich größer wurden; denn seitdem Leuthold erfahren hatte, wie gerecht er in den Augen des Richters da stand, kannte seine Roheit keine Schranken mehr. Ihr schwacher Versuch, ihrem Elend zu entkommen, war in seinen Augen eine Verübung gegen ihn, für die eigentlich keine Sühne zu hart war; aber er wollte schon dafür sorgen, daß sie ihr Unrecht einigermaßen wieder gut machte an ihm! Seine Ansprüche an Verpflegung und Gewährung von Taschengeld wuchsen ins Ungemessene; jedes tadelnde Wort, jede Weigerung, jeder dürftiger Befehl Mittagstisch hatte die unfähigsten Schmähreden, und, wenn er trunken war, die größten Mißhandlungen im Gefolge. Das Kind wagte sich in seiner Gegenwart kaum noch aus dem Winkel heraus, und so fand er Anlaß genug, über den „lichtsinnigen, störrischen Balg“ zu schimpfen. So viel in ihren Kräften stand, nahm sie Anni vor den Erziehungsversuchen Leutholds in Schutz. Selbstverständlich forderte das um so mehr seine Wut heraus. Mehr als einmal fühlte sie sich am Leben bedroht und mußte sich mit dem Kinde zu Nachbarsleuten flüchten. Sie war allgemach auf einen Punkt gelangt, wo ihre Fähigkeit zum Ertragen von Leiden versagte. Das war damals, als sie nach einem furchtbaren Auftritt gegangen war, um noch einiges für den nächsten

Tag einzukaufen. Bei ihrer Rückkehr fand sie ihren Mann, wie er, in einem fort schimpfend, über der Waschküchle das Blut zu stillen suchte, das ihrem laut jammernden Mädchen aus einer Kopfwunde floß.

Von Todesangst ergriffen, stürzte sie auf den Mann zu, riß ihn zurück und schloß aufschreiend das Kind in ihre Arme. Er suchte sich schwach zu entschuldigen und schalt schließlich noch, daß sie sich „gar so gefährlich habe“. Das Blut ihres Kindes brachte sie völlig aus der bisher zur Schau getragenen Ruhe; aber noch beherrschte die Sorge um Anni sie so, daß sie nichts anderes zu denken vermochte. Die Wunde war nicht sehr erheblich, aber doch immerhin bedeutend genug, um eine zärtliche Mutter zu tausend Besorgungen zu veranlassen. Sie brachte das mißhandelte Wesen zu Bett und wusch nur noch wenige Augenblicke von seinem Lager. Den höhnischen Reden ihres Mannes setzte sie eisernes Schweigen entgegen, so daß dieser, müde von der Einwirkung des genossenen Branntweines, sich zur Ruhe begab. Das arme Weib blieb an dem kleinen Bettchen sitzen. Niemand sah es, wie heiße Thränen über die bleichen Wangen auf ihre Stirn arbeit heruntertropften.

Anni fing an zu fiebern. Ihr Schlaf wurde unruhig, sie schien Schmerz zu empfinden, stöhnte und wimmerte. Plötzlich fuhr sie mit lautem Angstschrei hoch und sah sich weitgeöffneten Auges um. Sie delirierte. Die Mutter suchte sie zu beruhigen, brach aber selber dabei in lautes Weinen aus. Jetzt regte sich Leuthold, der mit häßlichen Worten über die nächtliche Störung schimpfte und eine brutale Drohung daran knüpfte. Dann drehte er sich auf die andere Seite, und lautes Schnarchen bewies, daß er sofort wieder eingeschlafen war.

Bei der Drohung ihres Mannes hatte sich ein ganz eigentümlicher Seelenvorgang in ihrem Auge abgepiegelt, der schwer zu beschreiben ist. Es war, wie wenn ein Vokal plötzlich einen Sprung erhält und der klare Klang mit einem Male in einem schalen Mischen erstirbt. In diesem Augenblicke war eine Saite in ihrem Innern zerrissen, das fühlte man. Eine düstere Entschlossenheit, die ihren Ursprung mehr in dem Wahnsinn der Verzweiflung, als im freien Mut hat, trat in jede Miene des leichenblassen, kalten, starren Gesichts. Sie trat zum Schranke und nahm ein großes, wollenes, sogenanntes Umschlagetuch heraus. Vor geöffneter Schranke sank sie in die zitternden Kniee und warf den Kopf auf den daneben stehenden Stuhl.

„Großer Gott,“ murmelte sie, „du weißt es ja selber am besten... ich kann nicht mehr weiter. Es muß sein; die Menschen wollen es ja nicht anders.“

Als sie an dem Bett des Mannes vorüberging, warf sie einen Blick unsäglicher Verachtung auf das Antlitz ihres Peinigers. Ein Zittern und Zucken flog über ihr Gesicht. Es waren nur wenige Momente; aber die ganze Vergangenheit flog noch einmal blitzschnell vor ihrem Geiste vorüber, von jener Zeit an, da man sie noch die Lachtaube nannte...

Dann trat sie vorsichtig zum Kinde, machte es munter, flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr, um es zu beruhigen zu lassen, kleidete es an und schlug das Tuch um den kleinen Körper. Das schuldlose Geschöpf, um dessentwillen sie alles bisher ertragen, auf dem Arm, verließ sie die Wohnung, nachdem sie die Lampe ausgelöscht hatte.

Die Abendzeitungen des nächsten Tages brachten folgenden Polizeibericht:

„Heute morgen fand man bei den neuen Hafenanlagen im Wasser die Leichen einer etwa dreiunddreißigjährigen Frauensperson und eines etwa fünfjährigen Mädchens. Die Leichen konnten bisher noch nicht rekonstruiert werden.“

Jedermann bedauerte den armen Leuthold wegen seines Mißgeschicks. Einen Paragrafen, der ihn wegen Gatten- und Kindesmordes vor die Geschworenen citiert hätte, giebt es nicht. Somit ist Leuthold ein moralisch einwandfreier Mensch. Uebrigens... eigentlich ist er ja doch derjenige, der am meisten unter diesem „Schicksalschlag“ zu leiden hat. Er behauptet es wenigstens.

So süß singt keine Nachtigall...

So süß singt keine Nachtigall,
Lodt keiner Harfe Sang,
Kauscht keines Bächleins Silberfall,
Tönt keines Glöckleins Klang;
Es klingt kein Lied so hell und klar
Und keine Melodei,
Als einem jungen Elternpaar
Der erste Kindesgeschrei.

Stanz Becker.

Wirksame häusliche Mittel zur Blutstillung.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

Das erste und dringendste Verlangen eines jeden, der sich verwundet hat, ist die Stillung der Blutung. Daher sagt schon der „achtbare, ehrenfeste und fürnehme Dr. Christophorus Wirsung“ in seinem Arzneibuche vom Jahre 1588: „Es trage sich nun das Verwunden zu, wie es wolle, aus Hauen, Etichen, Geschossen, Gefallen, so ist erstlich vonnöten, das Blut zu stillen.“ Unzählig sind die Mittel, welche zu diesem Zwecke von jeher verwandt wurden. In älteren Zeiten waren namentlich die oft keineswegs unschädlichen Salben gebräuchlich. So lesen wir schon bei Homer (Ilias V. 900), daß Paton dem Ares lindernden Balsam auf die Wunde legte und

„Schnell wie die weiße Milch von Feigenlabe gerinnet, Also schloß sich die Wunde sofort dem tobenden Ares.“

Unter den früher und jetzt gebräuchlichen Volksmitteln giebt es aber viele, welche direkt gefährlich sind. So manche schwere Eiterung, so manche Blutvergiftung ist die natürliche Folge eines schädlichen Blutstillungsmittels. Wenn nun bei der täglichen Beschäftigung eine Verwundung vorkommt, welches Mittel soll man da anwenden? Wir wollen mehrere besonders wirksame angeben, von denen jedenfalls einige immer zur Hand sind.

Eine Reihe von Mitteln rufen dadurch Blutstillung hervor, daß sie eine Zusammenziehung der verletzten Blutgefäße und eine Gerinnung des austretenden Blutes bewirken. Hierher gehören verdünnte Säuren und Alaun. Das letztere ist namentlich bei Barbieren beliebt; find sie beim Rasieren ungeschickt gewesen, so wird auf die kleine Schnittwunde ein wenig Alaunpulver mit dem Finger fest aufgetupft, was die Blutung augenblicklich stillt.

Andere Mittel wieder bilden mit dem Blute eine teigige, klebrige, kittartige Masse und trocknen dann zu einem Schorfe ein. Dazu gehört zum Beispiel Stärkemehl, Kreide, Gips und vor allem Kollophonium, welches sich stets ganz gut bewährt. Man streut diese Substanzen am besten bid auf ein Wattebäuschchen und bindet sie auf der blutenden Stelle fest.

Ähnlich wirken poröse Körper, welche das Blut in sich aufsaugen, an ihrer Oberfläche trocknen und mit der Wunde verkleben. Derartige Mittel sind: lose Charpie, welche aber mit Vorsicht anzuwenden ist, da durch dieselbe sehr leicht Infektion der Wunde eintritt. Ihr am nächsten stehend und unbedingt vorzuziehen ist die Watte; auch der Feuerschwamm, oder trockenes, reines Kospapier kann im Notfalle von Nutzen sein. Diese Mittel müssen aber einige Zeit lang mit Druck auf der Wunde festgehalten werden.

Ebenfalls blutstillend wirken kalte Einflüsse. Die Kälte beschleunigt einerseits die Blutgerinnung und reizt andererseits die Gefäße, so daß sie sich der Länge und Quere nach zusammenziehen. In der Häuslichkeit, namentlich bei den Kücheninsassen, ist es daher das beste und einfachste, eine Wunde sofort unter die Wasserleitung zu halten und längere Zeit hindurch einen energischen kalten Wasserstrahl darüber rieseln zu lassen. Dadurch wird die Wunde gut gereinigt, die Gefäße ziehen sich zusammen, und das Blut steht meist sehr bald. Nachher muß man natürlich einen kleinen Schutzverband auflegen. In noch intensiverem Maße kann man die günstige Wirkung der Kälte ausnützen, wenn man sich zur Winterzeit im Freien eine Verwundung zugezogen hat. Man legt dann Eisstückchen auf die Wunde oder bedeckt dieselbe mit dem in einen Schneebeutel verwandelten (reinen) Taschentuche. Freilich ist Vorsicht nötig, da zu lange Einwirkung der Kälte bedenkliche Nachteile bringen kann. Nach neueren Erfahrungen thut auch heißes Wasser sehr gute Dienste, indem unter seiner Einwirkung die Arterien erschlaffen und der Faserstoff des Blutes gerinnt, so daß ein natürlicher Pfropf entsteht, der die Wunde verstopft.

Die bisher genannten Mittel reichen im allgemeinen „für den Hausbedarf“ aus und sind überall vorrätig. Deshalb lasse man alle andern, noch aus Urogroßmütterchens Arzneischatz übernommenen „unfehlbaren“ Mitteln, die oft keineswegs unschädlich sind, ganz weg. Es können jedoch auch schwerere Verwundungen vorkommen, besonders Verletzungen der großen Blutgefäße, bei denen die Stillungskraft aller dieser Mittel im Stich läßt. Und gerade hier ist schnelle Hilfe sehr notwendig, weil bis zur Ankunft des Arztes meist schon eine Verblutung stattgefunden hat. Deshalb werden in vielen Samariter-, Sanitäts-, Krieger- und ähnlichen Vereinen Verbandkurse abgehalten, in denen die Mitglieder die Kompression großer Gefäße zum Zwecke der Blutstillung erlernen. Wer also Gelegenheit dazu hat, nehme an diesen Übungen teil. Wenn bei einer solchen schweren Verletzung kein Sachverständiger zur Stelle ist, so wende man als ein sehr

gutes und wirksames Hilfsmittel den Fingerdruck an, den schon Galenus (131 n. Chr.) kannte. Er wird so ausgeführt, daß man ein oder zwei Finger mit sehr starkem Druck auf die blutende Stelle des verletzten Gefäßes legt und dadurch die Wunde verschließt, oder daß man das Gefäß zwischen den Fingern zusammenpreßt. Die letztere Art ist nur möglich bei Wunden der Rippen, Wangen und Ohren, und bei Lappentwunden. Der Fingerdruck muß natürlich ununterbrochen stark ausgeübt werden, bis der Arzt kommt. Bei Verletzungen der Extremitäten müssen diese auch noch hoch gelagert werden. Durch schnelle energische Ausübung dieser Maßnahmen kann man verhängnisvolle Blutverluste verhüten und sogar Menschenleben retten. Mit Recht sagt Professor König in seinem Werk über Chirurgie: „Gar mancher würde sich aus seiner Femoralarterie (Oberschenkelarterie) nicht verblutet haben, wenn rechtzeitig ein Finger in die Wunde eingeführt und das Loch im Gefäß so lange zugebrückt worden wäre, bis der definitive Verschluß durch den Chirurgen vorgenommen werden konnte.“

Amüsante Wissenschaft.

Die Flottenrevue. Schlachtschiffe, Panzerkreuzer, Aviso, Torpedoboote und schwere Küstenschiffe, das alles wollen wir in Schlachtordnung einander gegenüberstellen lassen. Natürlich kann es sich dabei nur um Fahrzeuge von Ältputverhältnissen handeln. Die Körper der Schiffe



Die Flottenrevue.

schneidet man aus Stücken Kreide aus, ihre buntbewinkelten Masten bildet man aus Streichhölzchen, ihre Schornsteine und Drehtürme formt man aus Holzstücken, die man auf den Schiffsrumpf aufleimt. Streicht man die Schiffe mit etwas Tinte an, so erhalten sie die schwarze oder graue Färbung, wie sie wirklichen Kriegsschiffen

eigen ist. Als Hafen oder Meeresbecken verwendet man eine Schüssel, deren Boden aber ganz flach sein muß, wie wir das gleich sehen werden. Man stelle die Schiffe auf der Schüssel in Schlachtordnung einander gegenüber und gieße dann auf den Schüsselboden eine dünne Schicht Essig. Sofort schäumt es um jedes Schiff auf, und jedes setzt sich in Bewegung, als ob es von einem Motor getrieben würde. Man sieht, wie die Schiffe sich nach rechts und nach links wenden, und wie sich eins an das andere anlegt, genau so, wie es in einem wirklichen Seegefecht der Fall ist. Binnen kürzester Frist bietet die Schüssel ein Bild der Unordnung und Verwirrung dar. Die erzielte Wirkung ist eine ganz außerordentliche, und doch beruht das kleine Experiment auf einem ganz einfachen Grunde: Die Kreide zerfällt sich bei der Berührung mit dem Essig und scheidet Kohlensäure aus. Dieses Gas entweicht in den Blasen, die den Schaum bilden. Die Ausscheidung vollzieht sich dabei aber so heftig, daß die Kreidestückchen von der Platte emporgehoben werden und infolge der Reaktion des Gases gegen die Flüssigkeit nach allen Richtungen hin auseinanderstreben.

Neue Bücher und Schriften.

Taschenbuch für Vogelfreunde. Eine Schilderung der häufigsten in Mitteleuropa heimischen Vögel. Mit farbigen Abbildungen von 115 Vogelarten auf 56 Tafeln und erläuterndem Text. (Stutgart. Verlag für Naturkunde, Dr. J. J. Hoffmann.) 7 Bänderungen à 70 Pf. — Das reizende kleine Büchlein, von dem vier Lieferungen vorliegen, vermittelt dem Vogelfreund auf ebenso mühelose als angenehme Art das nötige Wissen über unsere Vögel, indem es zu naturgetreuen und hübschen Abbildungen der bei uns heimischen Vogelarten eine sorgfältige, anschauliche Beschreibung derselben und eine Schilderung ihrer Lebensweise bietet.

Allerlei Kurzweil.

Worträtsel.

Fröhlich sagt der Mann zur Frau:
„Wie ich's sagte, ist es — schau,
Was ich dachte, ist gekommen;
Alle Sorg' von uns genommen;
Die Erfindung, lieber Schatz,
Gott sei Dank! — sie hat's, sie hat's!“

Angstvoll spricht der Mann zur Frau:
„Gottes willen, schau nur, schau!
Dorten in des Nachbarn Scheune
Leuchtet's auf mit rotem Scheine,
Erst geboren ist die Saat, —
Ob er die versichert hat?“

Und der Hausherr sagt zur Frau:
„So, nun hab' ich da, genau,
Wo der alte ein hat sitzen,
Neu's gefehlt, mit besser Spigen;
Und nun hält, was ich am Ort
Festigt mit dem Rätselwort.“

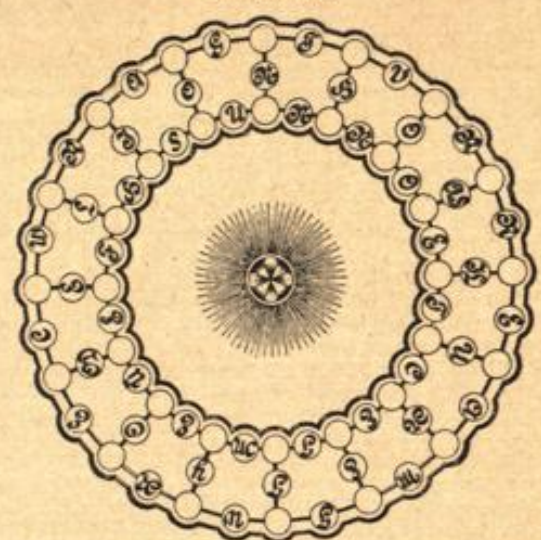
Einstellrätsel.

In die Wörter: Raune, Rater, Emil, Oper, Berort, Brut, Schacht, Gera, Kapital, Gabe, Voge, Gorb, Wirt ist je ein Buchstabe einzufügen, so, daß dadurch neue Wörter entstehen. Die eingestellten Vettern ergeben, in gleicher Reihenfolge, den Namen einer zeitlich viel genannten Persönlichkeit.

Worträtsel.

So, wie mein Wort sich dir giebt, bin ich ein grimmiger Däme;
Siehst du ihm Kopf noch und Fuß, leucht' ich dir friedlich zu Haus.

Einsatzrätsel.



In die freien Felder der obigen Figur sind die Buchstaben: A, A, B, C, D, E, E, E, E, F, G, G, H, H, I, J, J, K, L, M, N, N, O, P, P, Q, Q, R, R, S, S, T, T, U, U, V, W, X, Y, Z, einzufügen, daß jede der Radialreihen von innen nach außen eine sinnrichtige Bezeichnung, und der innere Radialreihen links herum, der äußere rechts herum je einen Spruch aus Freidanks „Bescheidenheit“ ergibt. Wie lauten die sechzehn Wörter und wie die beiden Sprüche?

Streichrätsel.

Die, Gider, Roman, Heme, Kofine, Dage, Rom, Effe, Athen, Atheist, Luise, Blende, Menjur, Schenke, Donner.
Von vorstehenden Wörtern sind je 1, 2 oder 3 Buchstaben zu streichen, die überbleibenden ergeben ein Sprichwort.

Silbenrätsel.

Die Silbe eins, zur Höhe steigt sie auf
Mit mächtig starkem, gleichem Geschieber,
Zur Morgenröte nimmt sie ihren Lauf,
Und mit der Abendsonne geht sie nieder.

Die Silbe zwei, zur Höhe steigt sie auf
In mancher Richtung, mancherlei Gestalten,
Oft kaum bemerkt, oft kommt man drum zu Haus;
Da lauscht sie sich, doch nimmermehr sie halten.

Das ganze Wort, zur Höhe steigt es auch
Und zieht zur Höhe fromm gestimmte Seelen,
Aus alter Zeit ein überkommener Brauch,
Die Erde mit dem Himmel zu vermählen.

Auflösungen der Rätsel Seite 103.

Des Worträtsels: Verlassen.
Des Nacht's selbst-Rätsels: Ei — Art — Rest — China — Tische — Schauer — Reithaus — Eintauch — Trauschlein.
Des Buchstabenrätsels: lan — Land — Laude — Aude — Ander — Salz — Glauberschil.
Des Sternbilderrätsels: Der Anfang des ersten Sternbildes ist unter dem Kopfe des Löwen beim Stern (groß D). Von hier den Linien des Sternbildes folgend, dabei alle Buchstaben an den Sternen ablesend, gelangt man zum zweiten Sternbild, an dessen Ende sich das dritte anschließt, und so abwechselnd fort durch alle sieben Sternbilder. Die so verbundenen Buchstaben der Sterne geben den Spruch: „Den toten Löwen kann jeder Nase bei der Nahrung zupfen.“
Des Silbenrätsels: Streichholz.
Des Worträtsels: Leßing, Messina, Rossina.

Aus Küche, Haus und Hof.

Kartoffelnudeln. Sieben mittelgroße, gekochte Kartoffeln oder so viel, daß es einen tiefen Teller voll giebt, werden gerieben und durchgeseiht. Zwei Kochlöffel Gries, zwei bis drei Eier, drei bis vier Löffel Milch oder besser saurer Rahm, ein Stück zerlassene oder abgerührte Butter, Salz und ein wenig Muskatnuß dazu gegeben, alles gut vermengt und verarbeitet, daß der Teig zusammenhält, fingerlange und zweifingerdicke Nudeln daraus geformt und diese in heißem Schmalz auf beiden Seiten goldgelb gebacken.

Nudeln in der Milch. Von drei Eiern und $\frac{1}{2}$ Pfund Mehl und etwas Salz macht man einen feinen Nudelteig und schneidet halbfingerbreite Nudeln davon. Nun giebt man in einen Teller $1\frac{1}{2}$ Liter Milch, $\frac{1}{10}$ Pfund Butter, $\frac{1}{10}$ Pfund Zucker, ein Stückchen ganzen Zimmt, Zitronenschale und Vanille. Ist alles aufgekocht, so giebt man die Nudeln hinein und rührt dieselben, indem sie außerdem zugedeckt werden, öfters um, damit sie nicht anhängen, und so lange, bis die Milch eingekocht ist. Dann läßt man sie etwas stehen, bis sie unten ein Krüßchen haben, giebt sie auf eine Platte, bestreut sie mit Zucker und richtet sie an.

Kalte Senfsauce. Drei harte Eigelbe werden verdrückt, mit drei Löffeln Essig, einem Löffel Öl, etwas Salz und Pfeffer, ein wenig Muskatnuß, fein gewiegtem Schnittlauch und Petersilie gut abgerührt, sodann ein halbes Glas Wein und — je nach Geschmack — sechs bis neun Löffel Senf dazu gegeben, alles gut gemengt und durch ein Haarsieb getrieben. Wird mit Fischen oder kaltem Braten aufgetragen.
Gedünstete Tauben. Sind die jungen Tauben gut hergerichtet, so schneidet man

dieselben in zwei Teile und reibt sie mit Salz und Pfeffer ein. Nun macht man Butter in einem Teller heiß, läßt länglich geschnittene Zwiebel darin gelb anziehen, giebt die Tauben mit etwas fein gewiegtem Zitronenschale und Zitronensaft, sowie Fleischbrühe und später noch etwas Wein hinein und läßt sie weich dünsten. Man giebt sie mit Kartoffelnudeln zu Tisch.

Strauben. $\frac{1}{4}$ Liter Milch läßt man mit einem Stückchen Butter und etwas Zucker kochend werden, rührt $\frac{1}{4}$ Pfund Mehl hinein und rührt es so lange, bis der Teig von der Pfanne sich löst. Ist er erkaltet, rührt man fünf Eier hinein und ein wenig Salz und läßt es durch einen Trichter, so daß zwei bis drei Löffel Teig eine Straube geben, in heißes Schmalz laufen. Auf beiden Seiten goldgelb gebacken, hebt man sie mit einer Gabel heraus und bestreut sie noch warm mit Zucker. Man giebt sie mit Fruchtsaft oder mit Kompott.

Tomaten-Marmelade. Schöne, große Tomaten wäscht man rein ab und schneidet an der unteren Seite eine flache Scheibe weg. Mit einem Theelöffel nimmt man die Kerne heraus. Sodann schneidet man die Früchte in vier Teile, bringt sie ohne irgend welche Flüssigkeit mit 125 Gramm Zucker auf $\frac{1}{2}$ Kilo Tomaten und etwas ganzem Zimmt auf gelindes Feuer und läßt sie zu einer steifen Marmelade einkochen. Man kann dieselbe gut zur Fülle von Torten, Berliner Pfannkuchen und dergleichen verwenden.
Anna Berg.

Zum Ausputz von Herbst- und Winterhüten sind schwarze Tüllspitzen stets sehr beliebt, auch für dunkle Gesellschaftskleider

benuzt man sie gern. Wer davon einen Vorrat liegen hat, muß vor allem den gebrauchten schwarzen Spitzen durch richtiges Reinigen das Aussehen der Neuheit geben. Auf die folgende Art gelingt dies am besten. Man wäscht die Spitzen zuerst in lauwarmem Seifenwasser, darf sie aber nicht darin reiben, sondern nur behutsam mit den Händen ausdrücken. In Kornbranntwein löst man etwas Zucker auf, schwenkt die gewaschenen Spitzen erst in wiederholt gewechseltem klarem Wasser und taucht sie dann in den gestülpten Kornbranntwein. Die Spitzen werden gut ausgedrückt und sofort glatt gezogen, wobei man sie mit der rechten Seite nach unten auf eine weiche Unterlage schwarzer Gaze legt und auch über die andre Seite der Spitzen Gaze legt. Man plättet die Spitzen dann zwischen den beiden Gazeschichten, wobei man sie behutsam mehrere Male umlegen muß, damit sie an der Gaze nicht festkleben und auf beiden Seiten einen gleichmäßigen Glanz erhalten. Wenn die Spitzen völlig glatt und trocken sind, rollt man sie bis zum Gebrauch um ein glattes Stück Pappe auf, damit sie beim Aufbewahren keine Knicke erhalten.

Wer an kalten Füßen leidet, beginnt die Unannehmlichkeit dieses Leidens bereits in den ersten kühleren Herbsttagen zu spüren, zumal wenn nasse Witterung ihn zum Tragen von Gummischuhen zwingt. Es giebt ein einfaches, oft erprobtes Mittel, die Füße sowohl warm wie auch ohne Gummischuhe trocken zu halten. Man wickelt einfach einen Streifen Zeitungspapier glatt um den Strumpf, bevor man seine Stiefel anzieht, auf diese einfache Weise hat man stets warme und trockene

Füße. Nach dem Spaziergang muß man natürlich aus dem feuchten Schuhen schleunigst in trockenes Schuhwerk schlüpfen.

Nichts pflegt bei Beginn des Herbstes notwendiger einer Reinigung zu bedürfen als vergoldete Spiegel- und Bilderrahmen, die in unangenehmster Deutlichkeit vielfache Spuren von Fliegenschmutz zeigen. Die meist als Reinigungsmittel angepriesene Zwiebel wird — manche Hausfrau kann dies sicher aus eigener Erfahrung bestätigen — einen nennenswerten Erfolg nicht bieten und manche Enttäuschung bringen. Dagegen ist die Säuberung solcher Rahmen mit saftigen, nicht zu sauren Äpfeln trefflich und sicher. Die Äpfel werden am besten mit dem Gurtenhobel in ganz dünne Scheibchen geschnitten und mit diesen die Rahmen behutsam abgewischt. Der Apfelsaft löst allen Schmutz auf überraschende Weise; sowie die Apfelscheibchen sich schwarz färben, müssen sie durch frische ersetzt werden. Wenn die Apfelschnitte Staub und Schmutz entfernt haben, wäscht man die Rahmen mit wolkigen Tüchern ab und reibt sie damit trocken. Sie erglänzen dann wie neu.

Bevor man die Sommerkleider einhüllt und für den Winter verwahrt, sollte man sie genau nachsehen, den Stoffsaum mit heißem Kartoffelmehl säubern, etwaige Fettflecke mit einer Mischung von Kartoffelmehl und Benzin bestreichen, darauf trocknen lassen und abbürsten und vor allem auch die Armblätter, die durch die Ausdünstung in heißer Jahreszeit wohl stets unsauber geworden, reinigen. Man taucht zu diesem Zweck ein Wattebäuschchen in Terpentin und reibt damit die Armblätter gut ab, wobei man die Wattebauschchen mehrmals erneuern muß.
Luise Goll.

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Das Siegel des Kaisers ist aus einem ungewöhnlich reinen und großen Rauchtopas angefertigt, den einst Kaiser Wilhelm I. vom Zaren als Geschenk erhielt. Sein Wert wurde auf 5000 Mark veranschlagt. Der Kaiser ließ ihn nach einem Entwurf von Professor Döpler gravieren, eine Arbeit, die bei der Größe des Steines sehr schwierig war. Das Siegel zeigt den von der Kette des Schwarzen Adlerordens umgebenen Schild mit dem deutschen Adler und darüber den Helm, aus dem ein Adler herauswächst, der in den Flügeln die beiden Kaiserstandarten hält; oben erscheint die Kaiserkrone, deren Bänder die Fahnenstangen umschlingen. Neben dem oberen Adler steht auf einer Seite das W., auf der andern I. R. Das Siegel ist zu groß, als daß es häufig benutzt werden könnte. Der Kaiser hat es vorwiegend als Bruststück für sich anfertigen lassen. Dagegen hat er zwei kleine Siegel im täglichen Gebrauch. Das eine ist ein Lapis lazuli. Man sieht auch hier den Schild des Schwarzen Adlerordens, umschlossen von der Kette des Schwarzen Adlerordens, und oben die Krone; ferner W. II. und I. R. Das zweite kleine Siegel ist ein vom alten Kaiser Wilhelm stammendes Petschaft, das sich der Enkel erst gravieren ließ. Es ist ein rotweißer Onyx. Hier fehlt die Kette des Schwarzen Adlerordens. Das Siegel der Kaiserin besteht aus Metall. Hier erscheinen zusammengelegte Schilde, der eine mit dem deutschen Adler, der andre mit dem Wappen Schleswig-Holsteins; die Schilde ruhen auf dem mit der Krone geschmückten Mantel der Kaiserin. Der Kronprinz hat sich für seinen Privatbedarf wie für amtliche Zwecke Siegel aus Metall herstellen lassen.

Militär.

Eine Ordre als Feldjagiarzt erhielt durch das preussische Kriegsministerium der Hamburger Zahnarzt Wilhelm Lippold. Derselbe war dem Ministerium von seiten des „Bundes deutscher Zahnärzte“ vorgeschlagen und nach seiner Ernennung dem demnächst nach China abgehenden Sanitätskorps zugeteilt worden.

Länder- und Völkerkunde.

Die Jagd auf Pelztier bildet einen der wichtigsten Erwerbszweige der Eingeborenen Sibiriens, die von den Händlern erbarmungslos ausgenutzt werden. Vortrefflich verstehen es besonders die Chinesen, sich die sibirischen Pelztierjäger zu verpflichten und auf diese Weise das Fellwert von den großen Messen zu Irbit und Nischni in beträchtlichem Maße abzulenken. Außer den Eingeborenen beschäftigen sich auch viele Europäer in Sibirien mit der Jagd von Pelztieren, so daß die Ausfuhr von Fellwert im Steigen begriffen ist. Es wurden ausgeführt: 1882 bis 1885 617 000 Pud (a 40 Pfund); 1886 bis 1889 1 093 000 Pud und 1890 bis 1893 1 485 000 Pud verschiedener Felle. Es ist aber falsch, wenn man annimmt, daß die Pelztier sich vermehrt haben. Die Zunahme der Ausfuhr läßt sich vielmehr auf die Anwendung besserer Gewehre, vervollkommneter Fallen und namentlich auf die Verwendung von Strychnin zurückführen.

Verkehr. Handel. Industrie.

Der Motorwagen des Kaisers, den der Monarch in der Daimler'schen Motorwagenbauanstalt in Stuttgart bestellt hatte, ist im Neuen Palais in Potsdam abgeliefert worden. Das Gefährt ist ein Benzinmotor der neuesten Konstruktion und soll nach dem Sachverständigenurteil in Bezug auf Geschwindigkeit unerreicht sein. Der Wagen legt 95 Kilometer in einer Stunde bei regelmäßiger Belastung zurück. Er hat ein Gewicht von 32 Zentnern; der Preis beträgt 36 000 Mark. Der Motorwagen, der für vier Personen Platz bietet, ist von dem Kaiser in Kassel bereits benutzt und als vorzüglich befunden worden.

Von den Schweizer Jubiläumsmarken sind bereits 11 1/2 Millionen abgegeben, zum größten Teil in die deutsche Schweiz. Man rechnet auf eine Gesamtausgabe von 60 bis 70 Millionen bis Ende des Jahres. Die Spekulation in diesen Marken ist doch nicht ganz leer ausgegangen. Für die Tage des Jubiläumskongresses war im Nebenzimmer des Nationalratssaales in Bern eine Postaufgabestelle eingerichtet, die besondere amtliche Stempel mit dem Umdruck „Union postale 25e anniversaire, Berne“ verwendete. Nach Briefen und Postkarten mit diesen nur den Gästen zugänglichen Stempeln ist nun wegen ihrer relativ kleinen Zahl eine starke Nachfrage unter den Liebhabern. Man hat für einzelne Stücke bereits bis 50 Franken bezahlt, ein offizieller Briefumschlag mit allen drei Jubiläumsmarken soll sogar für 200 Franken verkauft worden sein.

Konkurrenz in Deutschland im ersten Quartal 1900. Die uns vorliegende Statistik des Statistischen Amtes für das erste Vierteljahr 1900 weist gegen das entsprechende Viertel des Vorjahres eine Vermehrung auf. Das kommt überraschend angesichts der Hochkonjunktur einer Reihe wichtiger Industrien, die doch in fast allen Erwerbszweigen den Wert der Produktion und der Arbeit und nach allem Anschein auch die Kaufkraft weiter Volksteile gesteigert hat, so daß man für die Zahl der Konkursfälle eher eine Minderung erwarten konnte. Die Zahl der Anträge auf Konkursöffnung betrug diesmal 2706 oder 188 gleich 7,47 Prozent mehr als im Vorjahr, die der eröffneten Konkursfälle 2056 oder 89 gleich 4,54 Prozent mehr, wovon 1334 (im Vorjahr 1252) auf ausschließlichen Antrag des Gemeinschuldners. Hierzu kommen 210 (215) Anträge auf Konkursöffnung, die in Ermangelung einer Masse abgewiesen werden mußten, so daß sich die Summe der neuen Konkursfälle von 2182 auf 2266, das heißt um 84 oder 3,89 Prozent erhöhte. Die Zunahme entfällt aber zum

überwiegenden Teil auf die Nachlässe, über die in 236 (im Vorjahr 137) Fällen Konkurs eröffnet werden mußte, während bei physischen Personen die Zahl von 1936 auf 1924, bei Handelsgesellschaften von 92 auf 79 herabgegangen ist; Genossenschaften haben nur 7 (im Vorjahr 5) falliert. Die Zunahme verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf die Großstädte und das flache Land; von den 2266 neuen Konkursen entfielen 555 auf die 28 Großstädte (mehr 22) und 1711 auf das übrige Deutschland (mehr 62). Gleichzeitig hat die Beendigung älterer Konkursverfahren sich vermindert. Beendet wurden 1392 (im Vorjahr 1500) Konkursfälle, darunter 467 (507) mit Gläubigerausschuss. Das Verfahren endete in 911 gleich 65,5 Prozent (im Vorjahr 982) Fällen mit Schlussverteilung, in 357 (364) Fällen mit Zwangsvergleich und nur in 29 (50) Fällen wegen allgemeiner Einwilligung. Infolge Massemangels fanden 95 Konkursfälle 6,9 Prozent ihre Erledigung. Die Abwicklung der Konkurs zeigte nur bei den Handelsgesellschaften einen Fortschritt in der Zahl (65 gegen 50 im Vorjahr) und ist besonders bei den Nachlässen (98 gegen 111) im Rückstand geblieben, ging aber durchschnittlich in den Großstädten, auf die 351 oder 25,2 Prozent der beendeten Verfahren entfielen, schneller von statten als im übrigen Deutschen Reich.

Heilwissenschaft. Gesundheitspflege.

Die Milchzähne der Kinder gesund zu erhalten, ist von größerer Wichtigkeit, als man allgemein annimmt. Durch eingehende Untersuchungen in Deutschland, England, Norwegen und so weiter ist erwiesen, daß sich bei der Schuljugend keine 20% mit guten Zähnen oder gepflegten Mundhöhlen vorfinden. Ein wirklich beklagenswerter Zustand, welcher auf die allgemeine Gesundheit und Entwicklung unserer Kinder den nachteiligsten Einfluß ausüben muß! Wohl verlieren die Kinder im elften bis zwölften Lebensjahr die letzten Milchzähne, aber die Caries, die mit der Zeit fast alle ergriffen hat, trägt sich auch auf die inzwischen hervorgebrochenen, bleibenden Zähne über. Es giebt da nur eine Hilfe, die Zähne der Kleinen, sobald dieselben erschienen sind, täglich und sorgfältig mit einem bewährten Zahnpulver wie Sargol-Kalodont zu reinigen. Nur so ist es möglich, auch die Milchzähne der Kinder vor Erkrankung zu bewahren.

Gerichtssaal.

Die letzten Platten der Photographie Fürst Bismarck auf dem Totenbette, gegen deren Vervielfältigung die kaiserliche Bismarcksche Familie Einspruch und gleichzeitig Anklage gegen die Verfertiger, die Photographen Wilde und Priester, erhoben hatte, wurden am 6. August im Hamburger Gerichtsvollzieheramt vernichtet. Als Vertreter der Bismarckschen Familie war Rechtsanwalt Wolschagen zugegen, außerdem waren auch die beiden Photographen Wilde und Priester anwesend.

Verordnungen.

Druckfachenendungen. Die Kaiserliche Oberpostdirektion schreibt: „Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß nach den jetzt gültigen Bestimmungen auf alle Sendungen, welche als Drucksache befördert werden sollen, außer dem Namen des Absenders noch eine briefliche Mitteilung bis zu fünf Worten gesetzt werden dürfe. Diese Auffassung trifft nicht zu und führt in den meisten Fällen zur Rücksendung oder Ausstufung der Sendungen. Der in Betracht kommende § 8 der Postordnung vom 20. März 1900 besagt nur, daß es zulässig sei, auf gedruckten Visitenkarten die Adresse des Absenders, seinen Titel, sowie mit höchstens fünf Worten oder mit den üblichen Anfangsbuchstaben gute Wünsche, Glückwünsche, Dankfagungen, Beileidsbezeugungen oder andre Höflichkeitsformeln handschriftlich hinzuzufügen.“

Kunst.

Zur Pariser Weltausstellung erschien ein interessantes Album der Maggiwerke, die in Berlin, Singen, Remptal und Paris ihre Hauptniederlassungen haben. In 32 Bildern werden die Fabrikanlagen, die Fabrikation der allbeliebten Maggischen Spezialitäten, die Geschäftshäuser und Bureau an den genannten Orten vorgeführt. Die Schlussbilder zeigen die Stallungen und die Kinderherden der Firma in Remptal. Aus dem schon ausgiefteten Album erhält man einen überraschenden Überblick über die große Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der rühmlichst bekannten Werke der Firma Maggi.

Von der Lage der weiblichen Bühnengedächtnisse in Deutsch-Oesterreich handelt ein Artikel der Zeitschrift „Dokumente der Frauen“. Er enthält eine Reihe statistischer Daten, von denen einige auch für weitere Kreise von Interesse sein dürften. Oesterreich besitzt an deutschen Bühnen: 9 Residenztheater, 34 Provinzialtheater, sowie 92 reisende Truppen, insgesamt 135 Theaterunternehmen, welche 2040 weibliche Mitglieder beschäftigen. Davon entfallen 540 auf die Residenzbühnen, 1000 auf die Provinzialtheater, während 500 bei reisenden Truppen ihr Dasein fristen. Von den 2040 Angestellten gehören 600 dem Chor- und Ballettpersonal an, während die übrigen 1440 Solistinnen sind. Bei den Residenzbühnen beträgt die Maximalgalerie der Sängerinnen, Schauspielerinnen und Ballettängerinnen 2000 Gulden, bei Provinzbühnen 400 Gulden, die Minimalgalerie 30 Gulden; das Chorpersonal erhält auf Residenzbühnen 60 Gulden Maximalgalerie, 25 Gulden Minimalgalerie, auf Provinzbühnen 50 Gulden Maximalgalerie, 15 Gulden Minimalgalerie. Die Souffleusen erhalten bei Residenzbühnen 60 bis 120 Gulden, bei Provinzbühnen 35 bis 50 Gulden.

Statistik.

Eine Enquete über den deutschen Großwaldbesitz ist nach der „Br. M. Z.“ vom deutschen Forstverein veranstaltet worden. Diefelbe hat folgendes Ergebnis: Mehr als 40 000 Hektar Wald im Gebiete des Deutschen Reiches besitzen: 1. das königlich preussische Kron- und Hausfideikommiß (75 319 Hektar), 2. das fürstlich Hohenzollernsche Hausfideikommiß (etwa 55 000 Hektar), 3. der Fürst zu Stolberg-Bernigerode (48 116 Hektar), 4. der Fürst von Pleß (41 820 Hektar). Zwischen 30 000 und 40 000 Hektar Wald im Gebiete des Deutschen Reiches besitzen: 1. der Herzog von Anhalt (39 275 Hektar), 2. der Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Dehringen (35 666 Hektar), 3. die Stadtgemeinde Görlitz (33 133 Hektar), 4. der Fürst von Fürstenberg (31 713 Hektar), 5. Reichsgraf Schaffgotsch-Warmbrunn (30 342 Hektar). Der Grenze von 30 000 Hektar sehr nahe kommt der Herzog von Ratibor mit 29 561 Hektar.

Die Weinerzeugung der Welt im Jahre 1899 wird vom „Moniteur Vinicole“ ausführlich zusammengestellt. An der Spitze der Weinländer steht wie bisher Frankreich mit einer Produktion von fast 48 Millionen Hektoliter, ein Ueberschuß gegen das Vorjahr um nahezu 16 Millionen Hektoliter. Die zweite Stelle behauptete Italien mit 29 Millionen Hektoliter, hatte aber einen Rückgang von 2 1/2 Millionen aufzuweisen. Einen fast ebenso großen Fehlbetrag hatte das an dritter Stelle stehende Spanien mit einer Produktion von 29 1/2 Millionen Hektoliter. An vierter Stelle stand Rumänien mit 6 Millionen Hektoliter, an fünfter Ägypten mit rund 4 1/2 Millionen Hektoliter. Die sechste Stelle nimmt Bulgarien mit 4 Millionen Hektoliter ein, jedoch fehlt noch eine genaue statistische Angabe über die Weinernte Rumlands im vorigen Jahre, die jedoch 1898 nur 3 120 000 Hektoliter erreichte. Portugal ist mit einer Produktion von 2 1/2 Millionen Hektoliter an der achten Stelle geblieben, wird aber von Oesterreich-Ungarn um ein geringes überflügelt. Deutschland hat sich mit einer Produktion von 2 Millionen Hektoliter an neunter Stelle behauptet, die gleiche Produktion erreichte die Türkei mit Ägypten. Weitere Reihenfolge: Griechenland mit 1 1/2 Millionen, die Schweiz mit 1 Million, die Azoren, Canaren und Madeira mit 300 000 Hektoliter.

Ehrenmeldung.

Die Schulkinder zu Marienbaum (Kreis Mörz) sammeln unter Aufsicht ihrer Lehrer Blaubeeren als Liebesgaben für die deutschen Soldaten in China; an einem einzigen Tage haben sie über 500 Kilogramm gesammelt. Die Beeren, welche, sowohl roh genossen als auch zu Kompott zubereitet, ein bewährtes Heilmittel bei Durchfall und Ruhrkrankheit bilden, die bekanntlich bei Truppenansammlungen leicht vorkommen, sollen gebürt, in Büscheln verpackt und demnächst an die Hauptammelstelle für das ostasiatische Expeditionskorps in Bremerhaven gesandt werden.

Eine eigenartige Stiftung für Arbeiterwohnungen hat der Direktor des Heidelberger Zementwerks F. Schott zu Gunsten von je zwölf Arbeitern des von ihm geleiteten Establishments gemacht. Er hat nämlich zwölf Wohnungen in sechs Doppelhäusern auf seine Kosten hergestellt. Jede Wohnung enthält ein heizbares Zimmer, zwei Zimmer, die vorerst nicht heizbar sind, Küche, Keller, Bodenraum, Ziegenstall und Garten, sowie Anteil an Waschküche und Badehaus. Die Häuser haben Wasserleitung und fegar Wasserklosetts. Diese zwölf Häuser sind an zwölf Arbeiterfamilien scheinbar vermietet, in Wirklichkeit fast umsonst abgegeben. Es zahlt nämlich jede Partei jährlich 150 Mark, die in 26 Raten an den Lohnzagen von ihnen erhoben werden. Von dem Betrag werden die Steuern auf die Häuser und Reparatur- beziehungsweise Erhaltungskosten abgezogen, der Rest aber für den sogenannten Mieter auf ein Sparbuch angelegt und durch Zins vermehrt. Der sein Arbeitsverhältnis aufgibt, bekommt sein Erspartes ausgezahlt, im Sterbefall wird das Ersparte den Erben ausgehändigt. — Die Familien wohnen mithin nur für den Betrag der Steuer und der Hauserhaltungskosten, während die scheinbar gezahlte Miete nur eine Zwangspareinlage zu Gunsten des Mieters ist.

Miscellen.

Wie man „tugendhaft“ Walzer tanzt. Bei der kürzlich in London stattgefundenen Konferenz britischer und amerikanischer Tanzmeister behaupteten die Herren, daß die Art, in der sich die tanzenden Paare beim Walzer und andern Mundtänzen umschlingen halten, wenig gracios und oft geradezu unschicklich sei. Man protestierte allgemein gegen das wilde Hopfen und Rasen, dem man sich heute in den Ballsälen hingiebt, und das kaum noch die Bezeichnung „Tanz“ verdient. Der von Amerika herübergekommenen „Washington Post“ wird allseitig zur Last gelegt, daß sie Unheil angerichtet habe, indem sie Tänzer und Tänzerinnen, denen früher ein langsame Walzer über alles ging, zu den tollsten Sprüngen verleite. Die den Mangel an Sittsamkeit und vornehmer Zurückhaltung bei den Damen beklagenden Tanzlehrer sind darin übereingekommen, für die nächste Winteraison eine neue Methode in Bezug auf die Position der Paare einzuführen. Dadurch dürfte ein „Anschlußdrücken“ in Zukunft nicht mehr möglich sein. Die Regeln für diese Haltung beim Tanze sind folgende: Der Herr offeriert der Dame die linke Hand, sie legt ihre Rechte hinein, und der Herr umschließt ihre Finger mit festem Griff. Dann biegt die Partnerin ihren linken Arm und placiert die Hand auf seinen ebenfalls gebogenen rechten Unterarm, dessen Hand ihre Taille im Rücken berührt, aber nicht umspannen darf. Die linke Hand der Dame wird also nicht mehr wie früher auf die Schulter oder gar um den Hals des Partners gelegt. Das ist von nun an „mauvais genre“.